

## Kindheitslandschaften in Auschwitz

Es gibt ein Foto von Otto Dov Kulka, das ihn vor dem Torhaus von Auschwitz-Birkenau zeigt. Er ist auf diesem Bild nur zur Hälfte zu sehen. Entstanden ist es 1978. Ein Taxifahrer hat es gemacht, der Kulka zu einem Besuch dorthin gebracht hatte. Das Foto ist eine zufällige Aufnahme. Aber in Kulkas Buch gewinnt diese bildliche Zerteilung seiner Person eine symbolische Bedeutung. Denn der emeritierte Professor für die Geschichte des Jüdischen Volkes der Universität Jerusalem hat seine Kindheits-erinnerungen an Auschwitz jahrzehntelang strikt von seiner historischen Forschung getrennt. Der Wissenschaftler Kulka entschied sich für einen Weg „persönlich distanzierter Forschung“, dafür, den Nationalsozialismus zu erforschen wie jede andere historische Epoche auch. Nur wenige wussten von seiner biographischen Vergangenheit; dies aber auch, so berichtet Kulka, weil ihn kaum einmal jemand nach dieser fragte – weder seine akademischen Kollegen noch seine Studenten. Dabei legen seine biographischen Daten Fragen nahe: Kulka wurde 1933 in der Tschechoslowakei geboren, 1949 kam er nach Israel. Dazwischen lagen die Erlebnisse, die er so sorgsam von seiner wissenschaftlichen Arbeit zu trennen suchte. Gemeinsam mit seiner Mutter wurde er zuerst nach Theresienstadt deportiert, im September 1943 dann nach Auschwitz-Birkenau, wo sein Vater schon seit 1942 inhaftiert war. Dort wurden die mit seinem Transport ankommenden Häftlinge im sogenannten Familienlager interniert. Sechs Monate blieben die deportierten Familien dort zusammen, ohne vorher die übliche „Selektion“ an der Rampe durchlaufen zu müssen. Erst dann wurde, ohne einen für die Häftlinge ersichtlichen Grund, das Lager liquidiert. Kulka und seine Mutter überlebten, weil sie im Krankenbau lagen, danach kam der Junge ins Männerlager zu seinem Vater. Mit diesem wurde er schließlich im Januar 1945 auf einen Todesmarsch geführt, von dem beide entkommen und somit überleben konnten. Die Mutter wurde bereits vorher nach Stutthof gebracht. Erst viele Jahre später erfuhr Kulka, dass sie schwanger war und dort, in Stutthof, ihr Kind gebar. Das Neugeborene wurde ermordet. Kulkas Mutter konnte von einem Todesmarsch fliehen, aber sie erlag später dem Typhusfieber. Diese Daten und Ereignisse erschließen sich dem Leser erst nach und nach, fast wie nebenbei. Denn das Buch folgt keiner biographischen Chronologie, es hat scheinbar weder Anfang noch Ende: „Prolog – vielleicht auch ein Epilog“ ist das erste Kapitel überschrieben, in dem Kulka von seinem Besuch in Auschwitz 1978 berichtet. Die Aufzeichnungen eröffnen dem Leser vielmehr den Zugang zu dem, was Kulka seine „private Mythologie“ nennt, seine „Kindheitslandschaften aus Auschwitz“. Er sei ausgezogen, sein Gedächtnis zu erforschen, nicht Erinnerungen zu schreiben. Die Bilder, Eindrücke und Erinnerungsfragmente, die Kulka dabei heraufbeschwört, hat er ursprünglich auf Tonband gesprochen. Die zehn Kapitel des Buches stellen eine Auswahl dieser Aufzeichnungen dar, ergänzt von drei Kapiteln aus seinen Tagebüchern.

Von diesen Kindheitslandschaften spricht Kulka als einer „Heimat“, in der er „Zuflucht findet“ und „eine Art Freiheit genießt“. Doch ist dies eine Zuflucht, der er zugleich nicht entkommen kann. „Denn das war die erste [...] Lebensordnung, die ich kennenlernte: die Ordnung der Selektionen und der Tod als einzige Gewissheit, die die Welt regiert.“ Zu dieser Lebensordnung gehörten freilich auch die kulturellen Aktivitäten im Kinder- und Jugendblock, Theateraufführungen, Konzerte und Unterricht für die Kinder. „Die Erlebnisse von dort, an die ich mich erinnere, bilden zweifelsohne das ethische Fundament meiner Einstellung zur Kultur, zum Leben, zu fast allem; es wurde bei mir im Alter von zehn bis elf Jahren gelegt,

in jenen wenigen Monaten zwischen September 1943 bis zur Liquidierung des Lagers im Juli 1944.“ So sind Schönheit und Schrecken der kindlichen Erlebnisse und Eindrücke untrennbar verbunden und gerade deshalb ein Ort, dem Kulka sich nicht entziehen kann. Der blaue Sommerhimmel über Auschwitz, so schreibt er, werde für ihn immer „der Prüfstein der Schönheit sein“. Auch zu dieser Schönheit kehre er immer wieder zurück, wenn er sich in das in seinem Gedächtnis geformte mythologische Auschwitz zurückversetze: „Man entrinnt der Schönheit nicht, dem Gefühl der Schönheit, auf dem Höhepunkt und inmitten des Großen Todes, der alles beherrscht.“ Diese Verbindung der Perspektive eines „stauenden Jungen“ (die in der untrennbaren Verbindung des unwiderstehlichen Eindrucks von Schönheit mit der Allgegenwart des Todes an Imre Kertesz erinnert) mit der des reflektierenden Historikers macht die Aufzeichnungen Kulkas zu einem einzigartigen Dokument.

Den „Großen Tod“ in den Lagern hat Kulka nur einmal direkt zum Thema gemacht, in einem Aufsatz der seinem Buch als Anhang beigelegt ist. Dort erklärt er die Liquidation des „Familienlagers“: Es war als Besichtigungsobjekt für das Internationale Rote Kreuz vorgesehen. Nachdem dessen Vertreter mit ihrem vorherigen Besuch in Theresienstadt so zufrieden waren, dass sie die Besichtigung von Auschwitz für nicht mehr notwendig erachteten, wurden die Häftlinge des Lagers ermordet. Mit diesem Aufsatz hat Kulka gleichsam ein einziges Mal „die Mauern der verbotenen Stadt“ gestürzt, von der er sich „selbst ausgeschlossen hatte“. Denn letztlich kommt er zu der Erkenntnis, dass die biographische Vergangenheit seinen wissenschaftlichen Arbeiten immer eingepreßt blieb. Die „verbotene Stadt“ lieferte die Koordinaten für seine Arbeit, in der er die Vorgeschichte des „Großen Todes“ erforschte, „zu erforschen hatte“.

Für die Leser bleibt nur, dort, in diesem mythologischen Auschwitz, in Kulkas Kindheitslandschaften, zu verweilen. Und so eine Ahnung davon zu bekommen, was es bedeutet, wenn Kulka sagt, „dass die Welt, nachdem die Metropole mit ihrem unabänderlichen Gesetz des Großen Todes gewesen ist, sich nie mehr von deren Da-Sein wird befreien können.“ Mit diesem einzigartigen Text hat Kulka eine Form und eine Sprache für diese Einsicht gefunden, die weit mehr ist als nur eine „private Mythologie“.

**Otto Dov Kulka: Landschaften der Metropole des Todes. Auschwitz und die Grenzen der Erinnerung und der Vorstellungskraft. München, Deutsche Verlags-Anstalt, 2013**

Kai Becker

## Nicht nach Führers Pfeife

Was wissen wir über die „Edelweißpiraten“? Es waren zunächst nur einzelne Jugendliche, vor allem Jugendliche aus Köln, später auch aus dem Ruhrgebiet. Die meisten von ihnen stammten aus Arbeiterfamilien. Sie wollten sich dem Drill der Hitlerjugend nicht unterordnen und schlossen sich zu kleinen Gruppen zusammen. Man sprach sich nur mit dem Vornamen an; der Familienname war tabu, um bei Verhören die Identität der anderen Mitkämpfer und -kämpferinnen nicht preisgeben zu können. Die Edelweißpiraten „hatten keine starre Struktur, standen keiner Ideologie nahe, handelten ohne theoretischen Hintergrund oder Überbau.“ (S. 343) Sie folgten einfach ihren eigenen Wertvorstellungen.

Ihr Widerstand gegen das NS-Regime begann mit Raufereien mit der HJ, dem Singen von Liedern mit

Oliver Schmolke: Zur Freiheit. Ein linksliberales Manifest. Berlin: vorwärts buch, 2013

Daniela Münkler, Frank-Walter Steinmeier: Das Ermächtigungsgesetz. Eine Dokumentation. Berlin: vorwärts buch, 2013

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Opferschicksale. Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus. 50 Jahre Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Jahrbuch 2013. Wien, 2013

Rolf Strojek, Stolpersteine Rüsselsheim (Hg.): Rüsselsheim setzt Stolpersteine. Lebensläufe, Dokumente und Materialien zu Verfolgung und Widerstand 1933-1945. Rüsselsheim, 2013

Ulrich Schneider, Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten (VVN-BdA) (Hg.): Wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen. Heinrich Heine. Zur Erinnerung an die Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933. Frankfurt am Main, 2013

Arnd Bauerkämper: Das umstrittene Gedächtnis. Die Erinnerung an Nationalsozialismus, Faschismus und Krieg in Europa seit 1945. Paderborn et. al.: Verlag Ferdinand Schöningh, 2012

Ulrich Schneider (Hg.): Das Dritte Reich. Kassel: Reprint, 2013

Hans Hesse: Bis zur Narbe. Eine Erzählung. Bremen: Hochschule für Künste Bremen, 2011

Wolfgang Benz: Theresienstadt. Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung. München: C. H. Beck, 2013

Antje Vollmer, Lars-Broder Keil: Stauffenberg's Gefährten. Das Schicksal der unbekanntesten Verschwörer. Berlin: Hanser Verlag, 2013

Wolfram Wette: Feldwebel Anton Schmid. Ein Held der Humanität. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2013

Angelika Rieber (Hg.): Unsere Wurzeln sind hier in Frankfurt. Begegnungen mit ehemaligen Frankfurterinnen und Frankurtern jüdischer Herkunft und ihren Kindern. Karben: Morlant Verlag, 2013

Hans Coppi, Sabine Kebir: Ilse Stöbe: Wieder im Amt. Eine Widerstandskämpferin in der Wilhelmstraße. Hamburg: VSA, 2013

## Neuzugänge

Lucyna Darowska: Widerstand und Biografie. Die widerständige Praxis der Prager Journalistin Milena Jesenská gegen den Nationalsozialismus. Bielefeld: transcript, 2012

Alice Habersack: Fremdarbeiter in Heidelberg während des zweiten Weltkriegs. Heidelberg et. al.: Edition Guderjahn im Verlag Regionalkultur, 2013

Peter Hoffmann: Carl Goerdeler gegen die Verfolgung der Juden. Köln et. al.: Böhlau, 2013

Sparkassenkulturstiftung Hessen-Thüringen: Ausgegrenzt und ausgeplündert. Judenverfolgung in Thüringen 1933-1945. Zur Bilanz eines Wanderausstellungsprojektes. Leipzig: selecta, 2013

Elisabeth Sifton, Fritz Stern: Keine gewöhnlichen Männer. Dietrich Bonhoeffer und Hans von Dohnanyi im Widerstand gegen Hitler. München: C. H. Beck, 2013

Europaschule Rövershagen, Projektgruppe Kriegsgräber (Hg.): Aber es ist nie darüber gesprochen worden. Sinti und Roma als Feldgraue in den beiden Weltkriegen. Rövershagen, 2013

Frank Doblentz, Bernhard Post: Die Machtübernahme in Thüringen 1932/33. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2013

Christoph U. Schminck-Gustavus: Feuerrauch. Die Vernichtung des griechischen Dorfes Lyngiádes am 3. Oktober 1943. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2013

Maurice Choury: Tous bandits d'honneur! Résistance et Libération de la Corse (Juin 1940 - Octobre 1943). Ajaccio: Editions Alain Piazzola, 2011

Hélène Chaubin: La Corse à l'épreuve de la guerre. 1939-1943. Paris: Vendémaire, 2012

Peter Gingold: Jamais résignés. Parcours d'un Résistant du XXe siècle. Graveurs de Mémoire. Paris: L'Harmattan, 2013

Trude Simonsohn (mit Elisabeth Abendroth): Noch ein Glück. Erinnerungen. Göttingen: Wallstein, 2013

Johannes-Dieter Steinert: Deportation und Zwangsarbeit. Polnische und sowjetische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und im besetzten Osteuropa 1939-1945. Essen: Klartext, 2013

Texten gegen das NS-Regime, dem Anbringen antisemitischer Parolen an Mauern und Hauswänden. Etwa ab 1942 wurden ihre Aktionen deutlicher – und gefährlicher: Sie versteckten Deserteure, halfen Kriegsgefangenen, überfielen Gütertransporte mit Lebensmitteln, versorgten Hungernde mit gestohlenen Lebensmittelkarten und verteilten Flugblätter. Schnell gerieten sie ins Visier der Gestapo, die sie zunächst nur als Drückeberger oder Bummelanten, später aber als Volksverräter, als kriminelle Elemente, als Verbrecher, als Saboteure oder als Asoziale brandmarkte, verfolgte, folterte und in einigen Fällen auch ermordete.

Die bekannte und vielfach ausgezeichnete Kinder- und Jugendbuchautorin Elisabeth Zöller legt mit dem Buch „Wir tanzen nicht nach Führers Pfeife“ keinen dokumentarischen, wissenschafts-historisch beglaubigten Bericht vor, sondern nach ihren eigenen Angaben einen „Roman“, einen „Tatsachen-Thriller“. Sie verdichtet das historische Geschehen um die Edelweißpiraten im Leben der zwei Jugendlichen, Bastian und Paul. Zöller „folgt dabei historisch belegten Tatsachen“ (S. 344), die sie auf einen umfangreichen Literaturkanon, auf Berichte, Protokolle der Gestapo, auf Gespräche und vor allem auf Teile der Biographie von Fritz Theilen stützt. Zum besseren Verständnis für die jugendlichen Leser des Romans hat sie ein informatives Glossar angehängt, und sie bietet für die Verwendung des Buches in der Schule „Unterrichtsmodelle“ an. So wird es zu einer wirksamen Hilfe für Lehrerinnen und Lehrer, die sich im Unterricht mit der NS-Diktatur und mit dem Widerstand beschäftigen, denn im Leben, im Schicksal der Edelweißpiraten gestaltet Zöller den Widerstand von Jugendlichen gegen das Hitler-Regime sehr umfassend und grundsätzlich. Das Leben der beiden Hauptpersonen Paul und Bastian und das ihrer Mitkämpfer wirkt wie ein Brennglas, das auf den Widerstand gerichtet ist und dabei die steigende Intensität und Parallelität zwischen Widerstand und politischer Entwicklung des Faschismus von 1933 bis zu seinem Ende zeigt. Wer sich ein Bild vom Widerstand allgemein und darin eingebettet vom Widerstand der Jugend, vom Widerstand der Edelweißpiraten machen möchte, der sollte zu diesem Buch greifen. Es ist in einer frischen, jugendliche ansprechenden Sprache geschrieben, hat eine hohe aufklärende Funktion, ist aber auch für Erwachsene eine gute Lektüre. Zöller ist eine ausgewogene literarische Synthese zwischen Roman und Tatsachenbericht gelungen und gestattet einen lebendigen Einblick in das wechselvolle Alltagsleben wie in den politischen Reifeprozess der Jugendlichen. Auch die für ein gutes Jugendbuch erforderliche Spannung wurde von der Autorin der Handlung beigegeben. Die Geschichte der beiden Edelweißpiraten zeigt den Mut und die Möglichkeiten, sich dem Faschismus nicht willenlos zu ergeben, sondern ihm kämpferisch entgegenzutreten. Diese Botschaft macht es auch für die heutige Jugend zu einer wichtigen Lektüre, denn es könnte sie dazu motivieren, gegen Rassismus und Neofaschismus aktiv zu werden.

Das Buch ist damit – von der Autorin sicherlich unbeabsichtigt – zu einer wichtigen Ergänzung zur Ausstellung des Studienkreises „Es lebe die Freiheit! Junge Menschen gegen den Nationalsozialismus“ geraten. Dafür gebührt der Autorin unser Dank.

**Elisabeth Zöller: Wir tanzen nicht nach des Führers Pfeife. Ein Tatsachen-Thriller über die Edelweißpiraten. München: Carl Hanser Verlag, 2012**

Dirk Krüger

## Heinz Drossel – ein stiller Held

Der ehemalige Wehrmachtsoffizier und spätere Sozialgerichtspräsident Heinz Drossel rettete während des Zweiten Weltkriegs sowjetische Kriegsgefangene und jüdische Mitbürger, darunter seine spätere Ehefrau Marianne. Er wurde dafür als „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet. Die „Spiegel“-Redakteurin Katharina Stegelmann hat nun die bewegende Biographie eines stillen Helden vorgelegt, die vor allem auf dessen schriftlichen Erinnerungen sowie auf Gesprächen mit Drossel und seinen Weggefährten basiert.

Die Szenerie aus dem Jahr 1942, die Stegelmann im ersten Kapitel unter dem Titel „Eine schicksalhafte Begegnung“ beschreibt, könnte einem Kitsch-Roman entnommen sein, wüsste man nicht um den Wahrheitsgehalt der Begegnung zwischen Heinz und Marianne. Der Wehrmachtsoffizier befindet sich in Berlin auf Fronturlaub, als er an der Jungfernbrücke eine junge Frau in letzter Sekunde davon abhält, in den Freitod zu gehen. Die Jüdin Marianne Hirschfeld ist als alleinerziehende Mutter zweier Kinder in völliger Verzweiflung. Drossel kümmert sich um sie und hilft ihr, unterzutauchen, nichts ahnend, dass sie nach dem Krieg seine Ehefrau werden wird. Auch im weiteren Verlauf streut die Autorin immer wieder Episoden des weiteren Schicksals von Marianne ein, die schließlich zu den etwa 1.700 Juden in Berlin zählt, die mit dem Leben davon gekommen sind, wenn auch meistens nur mit schweren Traumatisierungen.

In seinem katholischen Elternhaus werden Heinz Drossel von Kindheit an Werte vermittelt, die ihm zeit seines Lebens Maßstab sind. Der Vater ist von Beginn an entschiedener Gegner der Nationalsozialisten. Die Worte, die ihm sein Vater zur Kommunion mit auf den Weg gibt, werden zum Lebensmotto und geben auch Stegelmanns Buch den Titel: „Bleib immer ein Mensch, mein Junge, und anständig, auch in schweren Zeiten, und selbst dann, wenn es Opfer von Dir fordern sollte.“ Schon als junger Mensch bildet sich Heinz Drossels widerständige Haltung zu den Nationalsozialisten heraus. So wird er 1939 zum Wehrdienst eingezogen, obwohl er sich diesem durch Antritt eines Rechtsreferendariats hätte entziehen können. Seine Weigerung, einer Gliederung der NSDAP beizutreten, verhindert diese Möglichkeit. Und so durchläuft Drossel eine typische Wehrmachts-Karriere, ohne seine Grundsätze zu verraten. Erlebnisse an der Ostfront führen dazu, dass aus Ablehnung gegen das NS-Regime Hass wird. In Lettland erfährt er die unvorstellbare Grausamkeit eines Erschießungskommandos. Als Drossel einen gefangenen russischen Kommissar laufen lässt, erkennt er, „was alles möglich sein könnte bei dem Versuch, Mensch zu bleiben in diesem unmenschlichen Krieg.“

Drossel entkommt dem mörderischen Kessel von Demjansk, kehrt nach Deutschland zurück und wird in Potsdam zum Offizier ausgebildet. Bei der Verabschiedung im Sportpalast erlebt er den „Führer“ aus nächster Nähe und überzeugt sich davon, dass Deutschland „von einem Irren regiert wird.“ Drossel kommt nach einem zwischenzeitlichen Aufenthalt in Frankreich erneut an die Ostfront, wo die Rote Armee immer näher rückt. Bis zum Ende des Kriegs erlebt er, wie die Nationalsozialisten mit vermeintlichen Deserteuren umgehen. Zwei deutsche Landsker werden von einem Sonderkommando umgebracht und müssen zuvor ihr eigenes Grab schaufeln. Weil er nicht helfen kann, glaubt Drossel, versagt zu haben. Wenig später entgeht er selbst der Erschießung durch SS-Leute und gerät schließlich in Kriegsgefangenschaft. Wiederum hat er Glück, von einem Kriegsgefangenenlager in der Oberlausitz aus nicht in ein sibirisches Arbeitslager geschickt zu werden. Er kehrt im Herbst 1945 zu seinen Eltern zurück.

Während des Kriegs hatte Drossel sich auch für die jüdische Familie Hass, die sich in der Gartenlaube seiner Eltern verstecken musste, eingesetzt. In der Wohnung dieser Menschen, die nicht zuletzt durch die



## Neue Forschungsergebnisse zum Widerstand von links

Hilfe der Drossels überlebt hatten, trifft Heinz nach dem Krieg Marianne wieder – die Frau, die sich nur dank seines beherzten Einsatzes drei Jahre zuvor nicht von der Jungfernbrücke gestürzt hatte. Heinz und Marianne werden ein Paar und heiraten kurz darauf. Das Schicksal ist der Familie Drossel aber auch weiterhin nicht gut gesonnen. Vater Paul wird zwar zunächst für die LDPD Bürgermeister in einem Dorf in der Nähe von Königs Wusterhausen wird dann aber durch eine Intrige der Kommunisten für drei Jahre ins Zuchthaus gesteckt. Das junge Paar führt ein Leben in bitterer Armut. Sie erleben die Berliner Blockade von 1948/49; Versuche, nach Südamerika oder in die USA auszuwandern, scheitern.

Drossel muss erleben, wie erfolgreich in Deutschland vergessen und verdrängt wird und die Täter Karriere machen. Das unter Adenauer beschlossene „Straffreiheitsgesetz“ befreit zahllose NS-Verbrecher von der Strafverfolgung. Anfang der 1950er Jahre beginnt er eine Ausbildung als Rechtsreferendar, und nachdem er sein 2. Staatsexamen ablegt, erfährt er, dass sein neuer Vorgesetzter ein ehemaliges NSDAP-Mitglied ist. Auch bei den weiteren beruflichen Stationen muss er feststellen, dass die alten Seilschaften weiterhin funktionieren. Die Erlebnisse dieser Zeit führen zu einem Selbstmordversuch. Auch Marianne muss in ihren Bestrebungen nach Anerkennung und Entschädigung als Opfer des Nationalsozialismus eine zwei Jahrzehnte andauernde entwürdigende Behandlung durch deutsche Behörden erleiden. Dokumente dazu hat die Autorin im Anhang zusammengetragen.

Zu Beginn der 1960er Jahre kehren Heinz und Marianne Drossel Berlin den Rücken, nicht zuletzt aufgrund der starken Durchsetzung der Berliner Justiz mit Altnazis. In Freiburg wird Drossel Präsident des Sozialgerichts. Bis zu Mariannes Tod 1981 wird über die Vergangenheit nicht mehr viel gesprochen, zu sehr lasten die traumatischen Erlebnisse auf ihr.

Der 4. Mai ist für Heinz Drossel ein Schicksalstag. Dieser Tag markiert nicht nur die Eheschließung mit Marianne im Jahr 1946, sondern genau ein Jahr zuvor war er seiner Hinrichtung durch die SS nur knapp entgangen. 55 Jahre nach diesem Ereignis wird eine Ehrung, am 4. Mai 2000, zu einem späten Wendepunkt in seinem Leben. Die israelische Gedenkstätte Yad Vashem zeichnet Drossel für seinen Einsatz während des Kriegs als „Gerechter unter den Völkern“ aus. Als der Historiker Wolfram Wette darauf aufmerksam wird, ermuntert er Drossel, seine Geschichte zu erzählen. Auch von anderen Menschen, etwa Reinhard Egge vom Verein „Gegen Vergessen – Für Demokratie“, in dem Heinz Drossel Ehrenmitglied wird, erfährt er Unterstützung. In den letzten Jahren seines Lebens widmet sich Drossel vor allem der Erinnerungsarbeit mit Schülern. Hier blüht er förmlich auf, und so findet der stille Held zum Schluss doch noch die verdiente Anerkennung. Heinz Drossel stirbt 2008 in Waldkirch.

„Bleib immer ein Mensch“ ist das sehr realitätsnahe Porträt einer eindrucksvollen Persönlichkeit mit Zivilcourage. Heinz Drossel war ein Mensch, der sich, obwohl Teil eines totalitären Systems, Handlungsspielräume geschaffen hat. Dass auch in Diktaturen vielfältige Formen des Widerstands möglich sind, ist eine zentrale Erkenntnis in Katharina Stegelmanns spannender Biografie.

**Katharina Stegelmann: Bleib immer ein Mensch. Heinz Drossel. Ein stiller Held 1916-2008. Berlin, Aufbau Verlag, 2013**

Andreas Dickerboom

Der Widerstand aus der Arbeiterbewegung gegen das „Dritte Reich“ ist durch die Forschung in der Bundesrepublik Deutschland lange sträflich vernachlässigt worden. Die Gründe hierfür waren ganz unzweifelhaft politisch-ideologischer Natur. Die ersten hierzulande entstandenen Überblicksdarstellungen sowie die kaum minder seltenen regional- und lokalhistorischen Monographien thematisierten den Arbeiterwiderstand meist nur am Rande oder gar nicht. Lediglich wenige Publikationen, etwa Günther Weisenborns herausragender dokumentarischer Bericht „Der lautlose Aufstand“ aus dem Jahr 1953, sind gebührend hierauf eingegangen. Hinzu kamen bald darauf noch die vom Marburger Politikprofessor und Studienkreismitbegründer Wolfgang Abendroth angeregten wissenschaftlichen Abschlussarbeiten zum widerständigen Wirken einiger linker Parteien und Kleinorganisationen sowie manch weitere Darstellung. Während im Westen die Widerstandsaktivitäten der KPD nahezu ein Vierteljahrhundert lang fast nicht beachtet wurden, was ebenso dem hier vorherrschenden politischen Klima geschuldet war, fokussierte sich andererseits die DDR-Historiographie fast ausschließlich genau darauf. Jene hatte zwar verschiedentlich auch den Widerstand einiger weniger nichtkommunistischer Widerständler in den Blick zu rücken vermocht, aber dieser ist ansonsten Domäne der westdeutschen Geschichtsforschung geblieben.

Seit etwa Mitte der 1970er Jahre hatte sich die Sachlage in der BRD für eine ganze Weile spürbar gebessert. Dies ist durch die damals recht zahlreich neu ins Leben gerufenen Geschichtskommissionen der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes bewirkt worden, die erst kurz zuvor zum Bund der Antifaschisten erweitert worden war. Desgleichen arbeiteten die dann entstandenen Geschichtswerkstätten und u.a. auch entsprechende lokalhistorische Basisinitiativen im gewerkschaftlichen und parteipolitischen Bereich die NS-Zeit ebenfalls kritisch auf. Zudem haben seinerzeit durchaus nicht wenige, vor allem jüngere Professoren die Erforschung der diversen Teilbereiche des Arbeiterwiderstandes entweder durch eigene Studien oder aber durch Unterstützung von ihnen betreuter Dissertationen etc. weiter vorangetrieben.

Doch längst ist, gerade an den Universitäten, das Interesse an diesem wichtigen Forschungsthema fast vollständig erloschen, was offensichtlich, wie schon in der Anfangsphase der Bundesrepublik, geschichtspolitisch gewollt ist. Trotzdem ist dies ganz und gar nicht akzeptabel, zumal erst vor gut zwei Jahrzehnten die umfangreichen Archivbestände aus der früheren DDR zugänglich geworden sind, auf die nur wenige der vordem entstandenen westdeutschen Arbeiten hatten zurückgreifen dürfen. Auf jener somit grundlegend verbesserten Quellenbasis müsste vielmehr ein Großteil der älteren Darstellungen und Dokumentationen von Grund auf überarbeitet, wenn nicht neu geschrieben werden. Darüber hinausgreifend könnte jetzt endlich – vielleicht durch einen bundesweiten Forschungsverbund universitärer wie außeruniversitärer Institute, kommunaler und staatlicher Archive sowie einzelner Fachleute – die noch immer fehlende, wirklich alle Gruppierungen umfassende Gesamtdarstellung zum deutschen Widerstand gegen das „Dritte Reich“ erstellt werden, die gewiss mehrere prallvolle Bände umfassen würde.

Entgegen der seit Jahren ständig wiederholten Behauptung eines angeblich „ausgeforschten“ Widerstandes der Linkskräfte sind für diesen

im Gegenteil nach wie vor und partiell sogar ganz erhebliche Desiderata zu konstatieren. Darauf weisen der Vorsitzende der Berliner VVN-BdA Hans Coppi in seinem Vorwort zum vorliegenden Sammelband sowie der 2011 verstorbene Leipziger Geschichtspräsident Werner Bramke in seinem dezidiert kritischen Beitrag zur deutschen Erinnerungskultur nachdrücklich hin. Die als Band XVI der von Klaus Kinner herausgegebenen Reihe „Geschichte des Kommunismus und Linkskommunismus“ erschienene fulminante Publikation belegt dies mit aller Deutlichkeit, da dort fast durchweg neueste, vielfach überaus bemerkenswerte Forschungsergebnisse zu allen möglichen politischen wie gewerkschaftlichen Organisationen, Strukturen und Aktivisten des Arbeiterwiderstandes präsentiert werden.

Während manche jener Abhandlungen Zusammenfassungen bereits veröffentlichter wissenschaftlicher Arbeiten sind, wird durch etliche andere widerstandsgeschichtliches Neuland betreten: Beispielhaft sei auf den respektablen Aufsatz von Sven Schneider über den oppositionellen jüdischen Kommunisten Erich Wollenberg aufmerksam gemacht, der unter Hitler wie unter Stalin verfolgt worden ist. Nicht minder beachtlich ist die Studie von Dennis Egginger, die mit vielen überraschenden Forschungsergebnissen zur zeitweilig bis zu 2.000 Aktivisten und Sympathisanten zählenden, von der Reichshauptstadt aus agierenden linkssozialdemokratischen Widerstandsgruppe „Roter Stoßtrupp“ aufwartet. Beides sind übrigens Vorabveröffentlichungen in Arbeit befindlicher Dissertationen. Dass auch die abermalige Betrachtung eines bereits mehrfach untersuchten Themas wichtige neue Erkenntnisse zu erbringen vermag, zeigt eindrucksvoll der Beitrag von Herbert Obenaus über die „Sozialistische Front“ in Hannover: Bis zum 1936 erfolgten Gestapo-Zugriff konnte sie sich wohl auf mehrere Hundert, ebenfalls meist sozialdemokratische Regimegegner stützen. Nicht anders gilt dies für den Aufsatz von Annette Neumann und Bärbel Schindler-Saefkow zum Agieren der 1942 ins Leben gerufenen, vor ihrer Zerschlagung im Sommer 1944 über 500 kommunistische Antifaschisten umfassenden Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Die Autorinnen haben hierbei die Forschungsergebnisse prägnant zusammengefasst, die sie im Zusammenhang mit der Erstellung der ersten umfassenden Ausstellung zu jener über Berlin weit hinausreichenden Widerstandsstruktur gewonnen haben.

Während Knut Bergbauer am Beispiel der beiden jüdischen Regimegegner Hanna und Walter Herz den Widerstandsbeitrag von Trotzlisten beleuchtet, hat Robert Kain den anarchistischen Motivationshintergrund des Betreibers der Berliner Blindenwerkstatt Otto Weidt erhellt, dem wegen der Errettung vieler seiner jüdischen Beschäftigten posthum durch die Gedenkstätte Yad Vashem der Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern“ verliehen worden ist. Gisela Notz hat sich mit ihrem Aufsatz über Hilde Schimschok und die Dortmunder Widerstandsgruppe um Paul Winzen dem weithin unbekanntem Widerstand von Mitgliedern des Deutschen Freidenker-Verbandes angenommen.

Erfreulicherweise gleich vier Beiträge des Bandes, nämlich die von Marion Goers, Stefan Heinz, Stephan Stracke und Dieter Nelles, befassen sich mit widerständigen Aktivitäten aus dem gewerkschaftlichen Organisations-

## Buchbesprechungen

spektrum, während die Studien von Cord Pagenstecher, Thomas Irmer und Gisela Wenzel dem Widerstehen von ausländischen Zwangsarbeitskräften gewidmet sind. Selbst jene beiden wichtigen Widerstandssegmente sind bis heute allenfalls ansatzweise erforscht, genauso nebenbei bemerkt wie das tapferere Engagement zahlreicher Frauen gegen das „Dritte Reich“.

Mit der Mär, organisierten sozialdemokratischen Widerstand habe es ab der zweiten Hälfte der 1930er Jahre kaum noch oder gar nicht mehr gegeben, räumt Hans-Rainer Sandvoß, der stellvertretende Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, am Beispiel Berlins gründlich auf, wobei er selbstverständlich auch die zentrale Rolle Wilhelm Leuschners adäquat akzentuiert. Das abschließende Glanzlicht des Bandes ist der Beitrag von Heinrich-Wilhelm Wörmann. Dieser stellt die von Sandvoß, Felicitas Bothe von Richthofen und ihm selbst seit 1983 veröffentlichten 14 Bände über den Widerstand in den verschiedenen Berliner Stadtbezirken vor: Die Schriftenreihe ist dem integralen Widerstandsbegriff Professor Peter Steinbachs, des wissenschaftlichen Leiters jener Einrichtung, verpflichtet. Am Beispiel dieses geradezu gigantischen Dokumentationsprojekts wird einmal mehr deutlich, wie dringend geboten und außerordentlich ertragreich die Auswertung der Überlieferungen der Archive und Dokumentationsstellen der einstigen DDR ist.

Den Autorinnen und Autoren des Sammelbandes gebührt das Verdienst, insbesondere die Geschichts- und Politikwissenschaft erneut auf den viele Jahre lang nahezu völlig verdrängten Arbeiterwiderstand hinzuweisen, der doch allein schon in rein quantitativer Hinsicht der weit-aus bedeutendste Beitrag von Deutschen zum Kampf gegen die Hitler-Diktatur gewesen ist.

**Hans Coppi, Stefan Heinz (Hrsg.): Der vergessene Widerstand der Arbeiter. Gewerkschafter, Kommunisten, Sozialdemokraten, Trotzkisten, Anarchisten und Zwangsarbeiter. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2012**

Nazlı İlhan / Axel Ulrich

## Letzte Zuflucht Mexiko

Die in Berlin von Dezember 2012 bis April 2013 gezeigte Ausstellung „Letzte Zuflucht Mexiko“ zu Ehren des damaligen mexikanischen Botschafters Gilberto Bosques (1892-1995) in Frankreich und über das deutschsprachige Exil nach 1939 ist zwar geschlossen - jedoch zugänglich geblieben durch das Begleitbuch des Aktiven Museums Berlin.

Die zuvor auf Tafeln gezeigten historischen Exponate, darunter viele private Fotos, Passdokumente, Briefzitate, im Verbund mit Kurzbiografien zu den ehemaligen „Mexikanern“ sind hiermit in übersichtlicher, aussagekräftiger Form „archiviert“. So können die Interessierte fortan in Muße und ohne Abstriche durch das Leben deutschsprachiger Emigranten/-innen in Mexiko „wandern“ und zugleich diese Publikation langfristig als Nachschlagewerk nutzen.

25 Biografien, einige davon ergänzt durch die der Lebensgefährten/-innen, werden vorgestellt. Zumeist handelt es sich um als jüdische und

kommunistische vom Naziregime gebrandmarkt und verfolgte Kulturschaffende, deren Wirkungszentren in Berlin lagen, denen aber vor allem wegen ihrer Gesinnung und aktiven antifaschistischen Haltung von anderen Staaten - vor allem den USA - ein Asyl verwehrt wurde. Zudem geben spezielle Kapitel zum alltäglichen und kulturellen Leben der jüdischen Immigration sowie deren Hilfsorganisationen einen guten Überblick zur Situation der Emigranten in diesem zentralamerikanischen Land.

Ähnlich wie nach der vielbeachteten Ausstellung von 2007, die dem Andenken von Varian Fry und den von ihm geleiteten Rettungsaktionen in Marseille 1940/41 gewidmet war und die bis heute durch das Begleitbuch über diesen Teil der Emigrationsgeschichte aufzuklären vermag, wird der vorliegende (Katalog-) Band ebenfalls nachhaltig der Wissensvermittlung dienen.

Darin begründet sich m.E. das verdienstvolle Wirken des Aktiven Museums, das eigentlich ein Förderverein zur Bewahrung und Vermittlung historischen Wissens über Faschismus und Widerstand ist, wie das aktuelle Beispiel zeigt. In Kooperation mit der Akademie der Künste, dem Iberoamerikanischen Institut - Preußischer Kulturbesitz und dem Institut Investigaciones Interculturales Germano-Mexikanas erarbeiteten mehrere Arbeitsgruppen die Ausstellung und den Katalog über das deutschsprachige Exil nach 1939 in Mexiko. Die Beispiel-Biografien werden durch erläuternde Texte in erfreulicher Weise ergänzt.

So tragen neben den Grußworten und einleitenden Ausführungen über die allgemeine Situation, die Mexiko zur letzten Zuflucht werden ließ, nachfolgende Kapitel beispielsweise über Wege und Umweg nach Mexiko, die Außen- und Asylpolitik Mexikos und das Netzwerk der Hilfsorganisationen im „Abfahrtsort“ Marseille zum Verständnis der geschilderten Lebenswege bei. Eine spezielle Auswahl von Quellen- und Literaturhinweisen erleichtern sicher die weiterführende Beschäftigung mit dieser Thematik.

Das entscheidende Wirken von Gilberto Bosques als Botschafter in Frankreich wird durch ein auszugsweise hier veröffentlichtes Interview mit diesem und eine biografische Skizze gewürdigt.

Diese Ausstellung, konzipiert zum Berliner Gedenkjahr 2013 und Teil des 20jährigen Jubiläums der Städtepartnerschaft zu Mexiko-Stadt, wird nun - auch dank der Mittel aus dem Hauptstadt-Kulturfonds - zwischen zwei Buchdeckel zum bleibenden Fundus der Exilgeschichte als Teil deutscher Geschichte gehören und die Beispiele der Solidarität Mexikos und seines damaligen Botschafters für Verfolgte des Naziregimes bewahren.

Es bleibt zu wünschen, dass diese Buch nicht in den Regalen verstaubt.

**Aktives Museum Berlin (Hg.): Gilberto Bosques und das deutschsprachige Exil nach 1939. Berlin: Aktives Museum, 2013**

Helga W. Schwarz

## Ist Faschismus noch aktuell?

Zwar sind bereits zahlreiche Einführungen in verschiedene Faschismustheorien erschienen, doch scheint es ein Anliegen der Politikwissenschaftler Guido Speckmann und Gerd Wiegel zu sein, die Faschismuskonzeption nicht zum Erliegen kommen zu lassen.

Die Zielsetzung des Werkes lässt sich bereits aus dem ersten Satz der Einleitung herauslesen: „Nicht nur für seine historische Einschätzung, sondern auch für die Analyse seines möglicherweise gegenwärtigen Potenzials sind Fragen nach Wesen und Voraussetzung des Faschismus von fundamentaler Bedeutung“ (S. 6). Die aktuellen Ereignisse in Europa verdeutlichen sowohl Wert als auch Dringlichkeit, die Faschismuskonzeption nicht zu verwerfen. Darüber hinaus verweisen die Autoren auf die im Ausland durchaus differenziert geführte wissenschaftliche Diskussion um den Faschismusbegriff, so dass dieser nicht als „linke[r] ideologische[r] Kampfbegriff zu betrachten“ (S. 7) sei. Ebenfalls zu Beginn des vorliegenden Bandes verdeutlichen Speckmann und Wiegel, dass sie lediglich einen limitierten Einblick in die Debatten um den Faschismusbegriff geben können. Daher wollen sie insbesondere „linke, materialistisch argumentierende Ansätze der historischen Faschismusdebatte“ (S. 7) vorstellen und „am historischen Gegenstand selbst“ (S. 7) prüfen.

Im theoretischen Teil des Buches wird Faschismus als Ideologie und Bewegung zu erklären versucht. Hieran schließt sich eine knappe Untersuchung des Faschismus an der Macht unter Heranziehung verschiedener Erklärungs- und Deutungsansätze wie beispielsweise die „Bonapartismustheoretischen Modelle“ (S. 20), „Faschismus als offene Diktatur des Finanzkapitalismus“ (S. 29), „Psychologische Faschismustheorien“ (S. 32) oder die Frage nach „Staatskapitalismus oder Monopolkapitalismus?“ (S. 24). Bevor der theoretische Teil des Buches mit den neueren Definitionen des Faschismus schließt, legen die Autoren im Kapitel Wirtschaft und Politik die Zusammenhänge von Faschismus und Kapitalismus dar.

Der zweite Teil des Buches befasst sich mit der Geschichte des Faschismus, wobei insbesondere der Faschismus in Italien und Deutschland berücksichtigt wird. Nur in diesen Ländern übten, nach Meinung der Autoren, faschistische Parteien politische Macht aus. Zunächst beginnt das Kapitel mit der Darstellung, wie die faschistischen Parteien PNF und NSDAP in Italien respektive Deutschland an die Macht gelangten. Anschließend führen die Autoren spezifische Phasen des Faschismus an der Macht aus. Hierunter fallen beispielsweise die von Gewalt begleiteten Konsolidierungsphasen der faschistischen Regime. Speckmann und Wiegel betonen hier insbesondere, wie sowohl Mussolini als auch Hitler versuchten, während der Festigung ihrer politischen Macht, einen „Schein von Legalität“ (S. 82) aufrecht zu erhalten.

Neben der Charakterisierung der innenpolitischen Verhaltensweisen der faschistischen Regime vor dem Kriegsausbruch 1939 und dem sich hieran schließenden Expansionsstreben Italiens und Deutschlands, werden nun auch die Verbindungen der faschistischen Staaten zu Antisemitismus, Rassismus und Holocaust dargelegt. Dieser Teil des Buches schließt mit der Skizzierung des Aufkommens faschistischer Strömungen in anderen europäischen Ländern. Besonders hervorzuheben ist hier die leider etwas knapp formulierte These, dass das franquistische Spanien zwar oft als faschistisches Regime bezeichnet würde, dies jedoch einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht standhalte.

Der dritte Teil befasst sich mit dem Faschismus heute und argumentiert, dass „der Faschismus als Träger von politischer Macht (...) momentan nicht [existiert] - und dennoch ist der Faschismus als Ideologie und politische Bewegung nicht tot.“ (S. 109) Zudem stellen sich die Autoren in diesem Kapitel die Frage,



ob der Faschismusbegriff noch angemessen ist, um aktuelle Erscheinungen faschistischer Bewegungen adäquat zu beschreiben und was diesen von anderen Erscheinungsformen wie Rechtsextremismus, Rechtspopulismus sowie Islamismus bzw. „Islamfaschismus“ (S. 121) unterscheidet.

Zwar liegt mit dem Band eine Einführung zu der Faschismusdebatte vor, doch wäre ein über eine halbe Seite hinausgehendes Fazit, welches die wichtigsten Erkenntnisse des zuvor dargestellten beinhaltet wünschenswert gewesen. Dennoch ist den Autoren ein gut zu lesendes Werk gelungen, welches zahlreiche unterschiedliche Erklärungs- und Deutungsansätze beschreibt. Wie von Speckmann und Wiegel in der Einleitung dargelegt, erfordert die Lektüre jedoch teilweise ein umfassendes Vorwissen. Es rät zu einer engen Auslegung des Faschismusbegriffs. So mahnen die Autoren vor dem inflationären Umgang mit dem Faschismusbegriff, der „historisch schon einmal zu einer Unterschätzung der tatsächlichen faschistischen Gefahr beitrug“ (S. 124).

**Guido Speckmann, Gerd Wiegel: Faschismus. Köln: PapyRossa, 2012**

**Sebastian Willert**

## „Auf zum letzten Gefecht“

Es gilt über ein Buch zu berichten, dass äußerst materialreich, sehr kenntnisreich, aber auch recht widersprüchlich ist: Der Versuch einer Organisationsgeschichte des kommunistischen Teils der Arbeiterbewegung im Rhein-Main-Gebiet von 1918 bis 1956. Auf etwa 600 Seiten breitet der Autor Franz Neuland die Parteilsgeschichte in fünf großen Kapiteln aus. Der erste Abschnitt behandelt die Gründungsgeschichte bis 1923. Hierin zeichnet er nach, wie kompliziert der Entstehungsprozess der neuen linken Opposition auch in der Region war, kamen doch sehr heterogene politische und weniger politische Kräfte, die mit der Entwicklung nach der Novemberrevolution unzufrieden waren, zusammen. Von einer einheitlichen Partei konnte man zumindest in der Rhein-Main-Region nicht sprechen. Unter der Überschrift „Bolschewisierung der KPD“ (bis 1929) beschreibt Neuland die Formierung der KPD zu einer Partei mit einem klaren politischen Profil. Dabei weist er auf die interessante Tatsache hin, dass das organisatorische Zentrum der KPD in der Arbeiterstadt Hanau zu finden war, während die Frankfurter Organisation noch große Schwächen hatte.

Das dritte Kapitel „Von Brüning zu Hitler“ beschäftigt sich ausführlich mit der Endphase der Weimarer Republik. Hier zeichnet der Autor nach, wie die KPD tatsächlich zu einer Massenpartei wurde, wobei er jedoch alle Ansätze der Aktionseinheitsorientierung, angefangen vom Kongress der Antifaschistischen Aktion in Darmstadt bis zum Appell der KPD-Bezirksleitung vom 28. Januar 1933 „Einheitsfront! Massentstreik! Das dringende Gebot der Stunde!“ als illusionär und politisch abwegig qualifiziert. „Der Erfolg bei den Novemberwahlen (1932) hatte ihre Führung blind gemacht für die Realität und die Isolation, in der sich die Partei befand – eine Isolation, in die sie durch eine oktroyierte Strategie und Taktik geraten – hinein gezwungen! – worden war.“ Die KPD sei „eine gescheiterte Partei“.

Im vierten Kapitel beschäftigt sich Neuland mit Verfolgung und antifaschistischem Widerstand. Nachdem er anfangs noch erklärt, dass die KPD völlig unzureichend auf die Illegalität vorbereitet gewesen sei, liefert er doch zahlreiche Beispiele für den organisierten kommunistischen Widerstand. Dabei überschreitet er auch den regionalen Rahmen, wenn er das Handeln von Frankfurtern beispielsweise in den Konzentrationslagern benennt.

Ein gutes Drittel der Veröffentlichung umfasst das fünfte Kapitel: „Wir sind eine deutsche Partei“ (KPD Hessen 1945 – 1956). Darin wird deutlich, wie nach dem Scheitern des antifaschistischen Konsenses der 1940er Jahre – wobei Neuland hier die Haltung der SPD durchaus kritisch vermerkt – die KPD zunehmend die Rolle der einzigen Oppositionspartei gegen Spaltung, Restauration und Remilitarisierung übernahm. Im Fokus steht dabei jedoch die „Steuerung der KPD vom Osten“, die Neuland aus verschiedenen internen Berichten der Westabteilung der SED ableitet.

Für die 1950er Jahre sieht er vor allem eine „Absage an die Politik der KPD“, die durch Stalinisierung und Titoismus-Kampagnen gelähmt wurde. Gleichzeitig beschreibt er aber auch die umfangreiche Arbeit der KPD gegen die Wiederbewaffnung, die bei der Landtagswahl 1954 zu einem „kaum noch erwarteten Erfolg“ geführt habe.

Die wichtigste dokumentarische Grundlage sind, wie der Autor betont, die von der KPD Bezirks- und Landesleitung hinterlassenen Protokolle, Parteitageberichte, die Berichte der Instrukteure und „Oberberater“ aus der Zeit der Illegalität sowie die Parteipresse. Insofern ist diese Arbeit von der Materialbasis her verdienstvoll. Bei aller Anerkennung der Fleißarbeit wird jedoch erkennbar, dass hier eine „Gläubigkeit“ gegenüber schriftlichen Zeugnissen an den Tag gelegt wird, die historische Schwächen offenbart. So wird beispielsweise behauptet, das „Einheitsabkommen“ von KPD und SPD von 1934 sei eine Fälschung gewesen, weil in schriftlichen Quellen – und da bezieht sich der Autor auf Prozessakten gegen Sozialdemokraten vor der II. Kammer des Volksgerichtshofes und einen anonymen „Instruktionsbericht“ – darüber anderes berichtet wurde. Diese Bewertung ist durchaus kennzeichnend für die Arbeit des Autors, der im Vorwort das Gespräch mit Zeitzeugen als „eher unergiebig“ bezeichnete. „Vieles von dem damals Erfahrenen hat sich später sogar als falsch erwiesen.“ Interessanterweise macht er diese Einschränkung nur bezogen auf diejenigen, die auch später der kommunistischen Überzeugung treu geblieben sind. Für ihn selber, der offenkundig im Lauf seines politischen Lebens von der KPD zur SPD gewechselt ist, gilt diese Einschränkung natürlich nicht. So hat Neuland ein nicht formuliertes Idealbild einer kommunistischen Bewegung im Kopf, das er in allen historischen Perioden zum Maßstab seiner Beurteilung macht. Die Teile der KPD, die diesen Idealen entsprachen, werden positiv dargestellt, die anderen „stalinistischen“ oder „bürokratisierten“ werden mit zum Teil heute nicht mehr nachvollziehbaren Kontroversen kritisiert. Immer wieder fühlt man sich an den Satz von Jürgen Kuczynski erinnert: „Der Helm eines Kommunisten hat viele Beulen, manche davon stammen auch von seinem politischen Gegner.“

Aus der Sicht des Rezensenten verschieben sich bei Neuland zudem die Gewichtungen zwischen den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und ihren Wirkungen auf die Politik der KPD und den innerparteilichen Konflikten. Wenn z.B. der Stimmenrückgang für die KPD im März 1933 als „Enttäuschung über

eine Partei“ bezeichnet wird, oder die Wahlniederlage von November 1950 „in erster Linie ... eine Absage an ihr politisches Programm“ genannt wird, dann geraten die realen politischen und ideologischen Auseinandersetzungen, der faschistische Terror oder der Kalte Krieg, aus dem Blick. Bezeichnenderweise spielt für Neuland das KPD-Verbot von 1956 eine recht untergeordnete Rolle, wenn gleich er – anders als viele Darstellungen zur politischen Geschichte der BRD – ausgehend von Heinrich Hannover exemplarisch auf die politischen Prozesse in den 1950er und -60er Jahren hinweist.

Dass in diesem Band ein Quellen- und Literaturverzeichnis fehlt, kann man möglicherweise noch verschmerzen, immerhin gibt es die „Sammlung Neuland“ im Institut für Stadtgeschichte. Auch führt er in den Fußnoten Zitatstellen an. Ein echtes Desiderat ist hingegen ein Personenregister, weil damit die Fülle der personenbezogenen Informationen, die nicht allein den Dokumenten entnommen wurden, sondern gleichermaßen aus Gesprächen und Begegnungen gespeist sind, in der Materialflut untergehen.

**Franz Neuland: „Auf zum letzten Gefecht“, Spartakusbund und KPD in Frankfurt am Main und der Region Rhein-Main von 1916/18 – 1956. Eine Organisationsgeschichte. Bad Homburg: VAS, 2012**

**Ulrich Schneider**

## Wandervogel, Zuchthäusler und Widerstandsdokumentar

Beim Treffen der „Freideutschen Jugend“ 1913 auf dem Hohen Meißner war er dabei: Walter Hammer-Höstery, damals Wandervogelführer, Lebensreformer und Nietzsche-Fan. Die frühe bürgerliche Jugendbewegung war das Milieu, in dem er agierte, zunächst dem „Vaterländischen“ durchaus zugeneigt, aber mit gesellschaftskritischen Zwischenrufen; für die „Befreiung der Presse aus der Macht des Kapitals“ setzte er sich in einer seiner frühen journalistischen Arbeiten ein. Als Soldat im Ersten Weltkrieg wirkte Hammer noch mit bei der journalistischen Darbietung von „Fronterlebnissen“, die jedoch der Realität des „Menschenschlachthaus“, wie es vorausschauend der Reformpädagoge Wilhelm Lamszus beschrieben hatte, nicht standhielten. Hammer wurde zum Antimilitaristen.

In der frühen Weimarer Republik bildete dann die von ihm gegründete und verlegte Zeitschrift „Junge Menschen“ (1920–1927) den publizistischen Mittelpunkt jener Richtung in der bürgerlichen Jugendbewegung, die sich auf den Trend zum „nationalen Heroismus“ nicht einließ. Das Blatt, vielfach angefeindet, richtete sich sozial-republikanisch und kriegsgegnersch aus, es beteiligte sich an dem Versuch einer „Weltjugendliga“, Autoren wie Fritz von Unruh, Kurt Hiller, Heinz Kraschutzki, Otto Rühle, Erich Mühsam und Kurt Kläber arbeiteten mit, der Blick weitete sich hin zur Arbeiterjugendbewegung. Hammers Zeitschrift „Der Fackelreiter“

## Buchbesprechungen

(„Monatshefte für Freiheit, Fortschritt, Frieden und Recht“) schloss sich an, in seinem gleichnamigen Verlag erschien u.a. „Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie“ von Otto Lehmann-Rußbüldt, Hammer engagierte sich in der „Liga für Menschenrechte“.

Das Jahr 1933 setzte dieser Publizistik ein brutales Ende. Hammer floh in die Niederlande, dann nach Dänemark, dort war seine Spezialität die politische Aufklärung von Touristen aus dem „Reich“. 1940 verhafteten ihn die deutschen Besatzer, er wurde ins KZ Sachsenhausen verbracht, vor Gericht gestellt, wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu fünf Jahren Haft verurteilt und in das Zuchthaus Brandenburg-Görden eingewiesen. Nach der Befreiung blieb er in Brandenburg, trat in die wiedergegründete SPD ein, wurde Mitglied der SED und arbeitete im Landesvorstand der VVN mit.

Sein künftiges Lebenswerk sah er darin, eine Stätte der Dokumentation des Widerstandes gegen das NS-Regime aufzubauen – an dem Ort, wo an die 2 000 politische Häftlinge unter das Fallbeil gekommen waren. Zunächst ließ sich sein Versuch erfolgreich an, Hammer fand Unterstützung für seine „Forschungsstelle Brandenburg“, auch die der Sowjetischen Militäradministration. Aber dann kam es zu Konflikten in der SED und der VVN, wie mit dem Erbe des Widerstandes umzugehen sei. Hammer wollte das „andere Deutschland“ in seinem gesamten politischen und weltanschaulichen Spektrum vor dem Vergessen bewahren; mit diesem Konzept geriet er zwischen die Fronten des beginnenden Kalten Krieges. Im Jahre 1950 verließ er fluchtartig die DDR.

In der Bundesrepublik wurde Hammer zum zweiten Mal enttäuscht. Obwohl es bei ihm nicht an Kritik der SED-Geschichtspolitik fehlte, fand seine Forschungsarbeit nur wenig Interesse der politischen Institutionen. Es passte nicht in die offizielle westdeutsche Historiographie, dass Hammer daran festhielt, auch der kommunistische Widerstand sei in Erinnerung zu bringen. Immerhin kam sein Material zur Geltung in dem Band „Der lautlose Aufstand“, den Günther Weisenborn 1953 im Rowohlt Verlag herausgeben konnte; über Jahre hin blieb dies die einzige nicht politisch zurechtgebogene Dokumentation des antinazistischen Widerstandes.

Lange Zeit wurde Walter Hammer von den Chronisten der Geschichte der Jugendbewegung wie auch von den Widerstandshistorikern nur randständig beachtet – zu Unrecht. Nun liegt mit der Studie von Jürgen Kolk endlich eine Biographie über ihn vor. Über einige zeitgeschichtliche Deutungen in derselben läßt sich streiten; längst fällig aber war die detaillierte Würdigung eines herausragenden „Verlegers der Jugendbewegung und Pioniers der Widerstandsforschung“, die Kolk mit diesem Buch geleistet hat.

**Jürgen Kolk: Mit dem Symbol des Fackelreiters. Walter Hammer (1888 -1966). Berlin: Metropol Verlag, 2013**

**Arno Klönne**

## Zwei Dissertationen zum Widerstand

Unlängst sind zwei Bücher als Ergebnis von Dissertationen über bereits bekannte Protagonistinnen erschienen, die neue Schwerpunkte bei der Analyse der Beteiligung am antifaschistischen Widerstand vorstellen. Im Unterschied zu vorangegangenen Publikationen werden im ersten Fall von Christine Hickel die Geschichte von Sophie und Hans Scholl aus der Sicht ihrer Schwester sowie der sich wandelnden medialen Rezeption und im zweiten Fall von Lucyna Darowska die Entscheidungen zum Widerstand der als Freundin von Franz Kafka bekannt gewordenen Milena Jesenská hinsichtlich der jeweiligen historischen Hintergründe und biografischen Entwicklungen untersucht.

Während bisherige Publikationen überwiegend die Widerstandsaktionen beschreiben und deren Ahndung bzw. Verfolgung durch die NS-Justiz als Beispiele von Opfermut und moralischer Größe würdigten, haben beide Dissertationen in der Fragestellung eine speziellere Zielrichtung. Am Beispiel der Familie Scholl stehen aus Sicht von Inge Scholl die Auswirkungen der Widerstandstätigkeit ihrer Geschwister auf das Leben der anderen Familienmitglieder und die historische Wertung beziehungsweise vor allem die vom Zeitgeist bestimmte mediale Auswertung und aktuelle Erinnerungskultur im Mittelpunkt der Erörterung.

Während Kapitel 1 unter der Überschrift „Familienalbom 1918-1945“ wegen des geringen Umfangs zunächst stutzen lässt, ist Kapitel 2 richtungsweisend mit „Aneignung oder vom Nutzen und Nachteil der Historie für die Nachkriegszeit“ überschrieben und bringt ausführliche Betrachtungen.

Christine Hickel entwickelt anhand der Äußerungen Inge Scholls und Dokumenten der Familiengeschichte die sich wandelnde Rezeption der Schicksale vom Kreis der „Weißen Rose“. Und es ist m. E. gut, dass auch die Geschichte der jüngeren Schwester von Sophie Scholl, von der ja die Bewahrung der Erinnerung initiiert und aktiv gefördert wurde, nur teilweise – in Zitaten – von ihr selbst erzählt wird. So bleibt die historische Wertung und Gewichtung bei der weitgehend objektiven Autorin. Und dieser gelingt eine Darstellung der differenzierten Problematik in erstaunlich gut lesbarer Form. Einige wenig bekannte Fotos sowie ein Personenregister runden den positiven Eindruck ab. Weil besonders die Variationen des öffentlichen Gedenkens durch Inge Scholls ergänzende Spurensuche zur Familiengeschichte und ihre kritische Begleitung der oft konkurrierenden Widerstandserzählungen detailgenau erörtert werden, weitet sich das Erinnerungsbild: Es erhält eine auch für allgemein vorgebildete Leserkreise verständliche, bis zur Gegenwart führende Dimension und Deutung. Damit ist die Feststellung im erläuternd-werbenden Verlags-text auf dem ansprechenden Schutzumschlag zu unterstreichen, „dass selbst spektakuläre Taten – wie eben die Flugblattaktionen von Hans und Sophie Scholl im kollektiven Gedächtnis nur dann einen Platz finden, wenn sie Fürsprecher finden, die sie immer wieder neu zum aktuellen politischen und gesellschaftlichen Zeitgeist in Bezug setzen“.

Dieses Anliegen versucht auch die wissenschaftliche Publikation über „die widerständige Praxis der Prager Journalistin Milena Jesenská gegen den Nationalsozialismus“ zu entsprechen. Die Gliederung in acht große Kapitel lässt auf eine gewichtige Untersuchung der Problematik durch Lucyna Darowska nicht nur hinsichtlich des Buchumfangs (und –gewichtes) hoffen. Wer

aber nur an ergänzenden Aspekten zur bisher bekannten Biografie – beispielsweise durch Berichte von Margarete Buber-Neumann oder aus der Biografie über Alice Rühle-Gerstel von Marta Marková – interessiert ist, wird vermutlich enttäuscht. Von dem Bild der faszinierenden Persönlichkeit von „Kafkas Freundin“, die sich in verschiedenen Publikationen finden lassen, bleibt nicht viel übrig. Auch zu einer Widerstandstätigkeit der Prager Journalistin Milena Jesenská (1896-1943) konnte ich nur wenig Neues finden, eher etwas über deren Beweggründe für eine „widerständige Haltung“. Lucyna Darowska, die hiermit ihre Dissertation in Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen vorstellt, kommt in der ebenso umfangreichen wie detailreichen – allerdings auch oft abschweifenden – Untersuchung zu dem Schluss; „Jesenskás Verhältnis zum Widerstand ist eindeutig bejahend. Dabei wird ihr Verständnis des Widerstandes ihrem ganzheitlichen Bild vom Menschen und vom Politischen gerecht“ (S. 366). Das aber entspricht weitgehend dem bisherigen Konsens; hier wird allerdings eher das „Warum?“ analysiert.

Für vorrangig an der Biografie und neuen Erkenntnissen über die antifaschistische Widerstandstätigkeit der Prager Journalistin Interessierte sind die Kapitel zu Milena Jesenskás Arbeit für „Přítomnost“ (Kapitel 6) wohl am aussagekräftigsten. Speziell hervorzuheben sind dabei die „Widerstandsaktionen im Herbst 1939“ und „Die Zeitschrift V boj“ sowie „Jesenskás konspirative Tätigkeit“ (S. 391) bis Milenas Tod in Ravensbrück und die „Relevanz der Todesumstände“ (S. 431).

Eine analytische Erörterung im Kontext der Täterperspektive im Abschnitt 7.2.4 „Heydrichs biografische Disposition – höhere Pflicht und Härte als dominante Bezüge zum Leben“ erscheint mir jedoch im Hinblick auf die historisch verbürgten Ereignisse in der Art der Darstellung diskussionswürdig, auch wenn „biografische Dimensionen der Widerständigkeit im Kontext Täterschafts-Ansätze für einen exemplarischen Vergleich“ liefern sollen. Der „Mythos“ Jesenskás sollte hier hinterfragt werden und mündet in „Die (Nicht-) Anerkennung des widerständigen Handelns Milena Jesenskás in der Realität politisch-gesellschaftlichen Systeme der Nachkriegsordnung“ (Kap. 7.3 / S. 473).

Und das Resümee erläutert „Das widerständige Subjekt Milena Jesenská im Spiegel ausgewählter Theorieansätze“ - und entlässt die Rezensentin etwas ratlos.

Doch trotz aller wissenschaftlichen Vergleiche (und entsprechender komplizierter Formulierungen) kommt die Autorin zu dem Schluss, „dass eine weitere Annäherung an Milena Jesenskás Leben und vor allem an ihr Werk zu neuen und ausführlichen Erkenntnissen über diese außergewöhnliche und mutige Frau führen wird; es ist darüber hinaus wünschenswert, mehr Einsichten in die widerständige Praxis auf der Basis biografischer Untersuchungen zu gewinnen.“ (S. 501).

Warum dies nicht im Rahmen der Dissertation geleistet werden konnte, war wohl der Aufgabenstellung geschuldet, die ja unter dem Motto stand: „New Historismen als methodischer Rahmen biografischer Analysen in der Politikwissenschaft und Forschungsdesign der Arbeit“. Unter diesem Aspekt ist die vorliegende Publikation sicher verdienstvoll. Allerdings scheint das Schicksal Milena Jesenskás nur Mittel zum Zweck zu sein. Bezüglich der Geschichte des antifaschistischen Widerstandes ist m.E. der Sachverhalt vermutlich für Allgemeingebildete schwer erschließbar. Das vorliegende Buch wird wohl nur einen



eng begrenzten Leserkreis ansprechen, obwohl fraglos ein Interesse gerade an der „widerständigen Haltung“ dieser Prager Journalistin und besonders deren Kontakten zur deutschsprachigen antifaschistischen Emigrationsszene besteht.

Für die Vermittlung eines wahrhaftigen und breitgefächerten Geschichtsbildes können zwar gerade dokumentarisch fundamentierte Biografien sehr hilfreich sein – allerdings ist eine verständliche Darstellung unabdingbar. Wünschenswert wäre deshalb, wenn Lucyna Darowska ihr Material über die Prager Journalistin noch einmal gesondert vorstellen würde – einfach als neue Biografie der Milena, die eben nicht nur Kafkas Freundin war.

**Christine Hickel: Sophies Schwester. Inge Scholl und die Weiße Rose. München: Oldenbourg, 2013**

**Lucyna Darowska: Widerstand und Biografie. Die widerständige Praxis der Prager Journalistin Milena Jesenská gegen den Nationalsozialismus. Bielefeld: transcript, 2012**

Helga W. Schwarz

## Der lange Weg zum Gedenken

„Verfolgung und Widerstand sind fester Bestandteil der politischen Identität unserer Partei“ – mit diesen Worten begründet der aktuelle SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel die aus Anlass des 150jährigen Bestehens seiner Partei erfolgte erweiterte Neuauflage des zuerst im Jahr 2000 herausgegebenen „Gedenkbuches der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert“ (S. 10). Die hier in Erinnerung gerufenen Männer und Frauen „stehen stellvertretend für alle verfolgten Sozialdemokraten“ (S. 9). Zu verdanken ist das grundsätzlich anerkennenswerte Projekt vor allem dem Engagement des ehemaligen Vorsitzenden Hans-Jochen Vogel. Er erinnert in seinem Geleitwort zur Neuauflage: „Es hat lange gedauert, bis der Parteitag im Jahre 1995 beschloss, diese Männer und Frauen durch ein eigenes Gedenkbuch zu ehren“ (S. 11).

Das Gedenkbuch informiert über Sozialdemokraten und Sozialdemokratinnen, „die besonders verfolgt wurden, mit ihrem Namen, ihren Lebenswegen, ihren Leistungen und ihrem Einsatz und mit dem, was sie dafür an Leiden auf sich genommen haben.“ (S. 12). Es handelt sich um 133 Opfer der NS-Gewaltherrschaft und 19 Opfer des Stalinismus, darunter neun, die von beiden Regimes verfolgt worden sind. 40 dieser Menschen wurden ermordet „oder haben sonst ihr Leben infolge ihres Einsatzes für die Sozialdemokratie verloren“ (S. 12). Unter ihnen waren viele Juden und Jüdinnen bzw. Männer und Frauen jüdischer Herkunft.

Wer „diese Männer und Frauen“ waren und nach welchen Kriterien die Auswahl erfolgte, erläutert Bernd Faulenbach in der Einleitung: Neben den eigentlichen SPD-Mitgliedern zählen dazu auch Personen aus dem Reichsbanner und den Gewerkschaften. Der Sozialdemokratie zugerechnet werden auch aus der SPD ausgetretene, die sich in der Sozialistischen Arbeiter-Partei oder ihrer Jugendorganisation sowie „Kleinorganisationen“ wie Neu Beginnen, dem Internationalen Sozialistischen Kampfbund, der Sozialistischen Front organisiert hatten. Soweit sie überlebten, haben sich nach 1945 viele (wieder) der SPD angeschlossen.

In das Gedenkbuch sind nur Verstorbene aufgenommen worden. Dazu gehört z.B. Wilhelm Daene, dessen Todesdatum – so der Autor – unbekannt sei. Tatsächlich ist der 1978 als Gerechter unter den Völkern geehrte am 27. März 1981 in Berlin gestorben. Ein Anruf in der Gedenkstätte Stille Helden in Berlin hätte genügt, um dies herauszubekommen. Es ließen sich weitere Beispiele für solche Unvollständigkeiten nennen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass in vielen weiteren Fällen die Sterbedaten ungeklärt sein sollen. Vermutlich ließen sich viele Fragen durch Nachrecherchen klären. Bedauerlich ist auch, dass bei der Thematisierung von „Sozialdemokraten auf der lokalen Ebene, an denen fanatisierte Nazis sich ausließen und an denen sie 'Rache' üben wollten“ (S. 15), eine „Verschlimmbesserung“ gegenüber der ersten Auflage erfolgt ist. Für den Fall einer dritten, verbesserten Auflage sollte wieder die richtige Version der ersten Auflage verwendet werden.

Die biografischen Artikel von „A“ wie Kurt Adams bis „Z“ wie Max Zimmermann enthalten Angaben zum Geburts- und Todesort und -tag sowie eine unterschiedlich ausführliche Skizzierung des Lebensweges. Porträtiert werden bekannte SPD-Genossen wie der im Konzentrationslager Buchenwald ermordete Rudolf Breitscheid (1874-1944) und der spätere Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner (1907-1972), sowie die 1879 geborene Reichstagsabgeordnete Clara Bohm-Schuch, die 1936 an den Folgen ihrer erlittenen Haft verstorben ist. Eingegangen wird auf viele relativ unbekannt gebliebene Genossen und Genossinnen.

Auffällig ist 80 Jahre nach der Machtübernahme durch die NSDAP die große Zahl von Personen, die schon 1933 Opfer des frühen NS-Terrors geworden sind, wie am 19. Februar Ernst Drong in Tangermünde, Matthias Theisen am 10. April in Braunschweig und der Reichstagsabgeordnete Johannes Stelling, der am 21. Juni ermordet worden ist. Bemerkenswert ist weiterhin die relativ hoch erscheinende Zahl von Suiziden allein im Jahr 1933, z.B. Max Frank, der 1870 in Hameln geborenen Rechtsanwalt jüdischer Herkunft aus Dortmund, der am 10. Mai 1933 aus bisher unbekanntem Gründen in Berlin aus dem Leben geschieden ist. Ein anderes Beispiel ist die 1877 geborene Reichstagsabgeordnete Antonie Pfülf, die sich am 8. Juni aus Verzweiflung über die politische Entwicklung das Leben genommen hat.

Abgeschlossen wird das insgesamt verdienstvolle Werk, das unter Mitwirkung sozialdemokratischer Gedenkbuchgruppen in Hamburg, München, Nürnberg und Schleswig-Holstein sowie der Historischen Kommission beim SPD-Parteivorstand entstanden ist, mit einem Beitrag von Christl Wickert über „Widerstand und Verfolgung deutsche Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten im 20. Jahrhundert.“ Leider enthält der Band keine personenbezogenen Quellenangaben. Die stattdessen im Anhang enthaltene fünfseitige Literaturliste ist ein nur unzureichender Ersatz. Auch ein Personen-, Gruppen- und Ortsregister wären hilfreich gewesen und sollten bei einer erneuten Auflage unbedingt beigefügt werden.

**Nikolas Dörr, Christl Wickert (Redaktion und Bearbeitung): Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert. Hgg. vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Zweite Auflage. Berlin: Vorwärts Buch Verlagsgesellschaft, 2013**

Kurt Schilde

## „Ein halstarriges, rebellisches Gesindlein“

Am 31. Januar 1933 hat ein Dorf am Fuße der Schwäbischen Alb Geschichte geschrieben: In Mössingen fand der einzige Generalstreik anlässlich der Machtübergabe an die Nationalsozialisten statt. Über 800 Menschen wagten sich damals hinter dem Banner „Heraus zum Massenstreik“ auf die Straßen des kleinen Dorfes bei Tübingen und protestierten gegen Hitler und die NSDAP.

Der Streik der Mössinger blieb isoliert und im Reichsgebiet der einzige seiner Art. Für 80 Protestierende endete die Aktion im Gewahrsam der Polizei. Insgesamt wurden gegen 98 Frauen und Männer Strafverfahren eingeleitet. 77 Menschen erhielten noch im selben Jahr Gefängnisstrafen, überwiegend wegen Landfriedensbruchs.

Die korrigierte und erweiterte Neuauflage des Buches „Da ist nirgends nichts gewesen außer hier“ von Hans-Joachim Althaus u.a. ist im Vorfeld des 80. Jahrestages des Mössinger Generalstreiks neu erschienen. Das ursprüngliche Werk war als Studienprojekt mit dem Titel „Arbeiter in einem württembergischen Dorf 1918-1933“ am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut gestartet. Daraus entstand dann 1982 das Buch „Da ist nirgends nichts gewesen außer hier“. Der Titel lehnte sich an den Ausspruch einer Mössingerin an, der im schwäbischen Original „Do isch neana nonz gwäa als wie do“ lautete.

In zehn Kapiteln auf 360 Seiten wird jedoch nicht ausschließlich auf die Jahre 1932 und 1933 eingegangen, vielmehr zeichnen die Autoren die Entwicklung eines Arbeiter- und Bauerndorfes von der Jahrhundertwende bis zum Beginn der NS-Herrschaft auf. Um die Gesamtzusammenhänge und die besonderen Umstände im schwäbischen Dorfleben zu erfassen, gehen die Autoren vor allem auch auf die Bedeutung der Arbeiterbewegung in Mössingen ein und liefern dem Leser eine reichhaltige „sozial- und kulturhistorische Investigation“.

Dabei war die Leitfrage schon vor der Erstausgabe 1982: „Wie war es möglich, dass eine solche teilnehmerstarke, entschlossene, hellsichtige Aktion nicht in den Zentren der Arbeiterbewegung, nicht an der Spree, an der Elbe, am Rhein, sondern an der Steinalach in einem 4000-Seelen-Dorf am Fuß der schwäbischen Alb stattfand?“ (Bernd Jürgen Warneken)

Die Vorgeschichte der Arbeiterbewegung im dörflichen Gefüge Mössingens wird in den ersten drei ersten Kapiteln thematisiert. Besonderes Augenmerk auf die Kommunalpolitik der Arbeiterparteien in Mössingen legt das folgende Kapitel. Die Autoren sehen in der kommunalpolitischen Verankerung von Sozialdemokraten und später auch der Kommunisten einen „Schlüssel zum Erfolg der Mössinger Arbeiterparteien“.

Mit der Politik der KPD in Mössingen beschäftigt sich das Kapitel „Arbeiterpolitik auf dem Dorf“ und zeichnet den Weg der Kommunisten von 1923 bis zu Beginn der 1930er Jahre. Dabei gehen die Autoren besonders auf die Gegebenheiten in einer kleinen kommunalen Gemeinschaft ein. Dass es dabei „einfach anders wie in einer Stadt“

## Buchbesprechungen

zung und im Dorf jeder jeden kannte, machte sicherlich eine Besonderheit für die politischen Akteure in Mössingen aus.

Der Bedeutung der „Arbeitervereine“, wie der Gesang-, Musik- und Sportvereine, für das dörfliche Zusammenleben und für die Verankerung der Arbeiterbewegung in der Bevölkerung ist ein eigenes Kapitel gewidmet.

Die ersten Gehversuche der Nationalsozialisten in dem von der Arbeiterbewegung geprägten Ortsbild finden im Kapitel „Nazis im roten Mössingen“ ihre Beschreibung. Erst ab dem Jahr 1931 versuchten die NS-Anhänger im „roten Mössingen“ Fuß zu fassen. Bereits bei den Reichstagswahlen 1932 ist in dem Dorf „eine Rechtentwicklung des größten Teils der christlich konservativen Wähler“ festzustellen – die NSDAP wird stärkste Kraft. „Bemerkenswert an dem Umschwung ist, um wie viel rascher und direkter als andernorts in Mössingen der inaktive und konservative Bevölkerungsteil (...) sich dem faschistischen Gedankengut zuwandte.“

Mit dem eigentlichen Geschehnissen rund um den Generalstreik vom 31. Januar 1933 setzt sich das Kapitel „Ich tät das nochmal machen“ auseinander.

Die Konsequenzen für die „roten Mössinger im braunen Reich“ werden ausführlich im folgenden Kapitel betrachtet. Von der Entlassung kommunistischer Gemeinderäte, über die Verbote der Arbeitervereine und -parteien sowie Gleichschaltung und Verfolgung, befasst sich dieser Teil auch mit dem Widerstand gegen die Nationalsozialisten in Mössingen und die antifaschistischen Aktivitäten in der Illegalität.

Unter dem Titel „Genossinnen oder Gehilfinnen – Wo waren die Frauen?“ befasst sich das letzte Kapitel insbesondere mit der Rolle der Mössinger Frauen bei Generalstreiks. Vier Frauen wurden bei den Prozessen 1933 verurteilt, weit mehr Frauen hatten jedoch an den Streikaktionen teilgenommen. Beleuchtet wird auch die Rolle der Frau im Dorf- und Arbeitsleben sowie in der regionalen Arbeiterbewegung selbst.

Im Nachwort thematisiert Hermann Berner die Erinnerung an den einzigen Generalstreik gegen die NS-Herrschaft und den Umgang mit den Geschehnissen 1933 in den Jahren 1946 bis heute. Für ihn handelt es sich bei der Erinnerung um ein „unabgeschlossenes Erbe“ und er fordert aus diesem Grund einen angemessenen Platz des „Widerstands der kleinen Leute“ in einem noch zu schaffenden Mössinger Stadtmuseum.

Das Werk, bislang die einzige umfassende Darstellung zu Vorgeschichte, Umständen und Geschichte des Mössinger Generalstreiks, besticht neben der übersichtlichen Aufmachung durch zahlreiche zeitgenössische Fotos, Abbildungen von Flugblättern und Gegenständen der Arbeiterbewegung, aber auch durch die vielen Äußerungen von Zeitzeugen, die sich angemessen in den analytischen Teil des Werks einfügen.

**Bernd Jürgen Warneken, Hermann Berner (Hg.): Das ist nirgends nichts gewesen außer hier. Das „rote Mössingen“ im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes. Mössingen-Talheim: Talheimer Verlag, 2012**

Andy Herrmann

## Die Elite des „Führers“

Der Katalog der Deutschen Nationalbibliothek verzeichnet unter dem Schlagwort „Waffen-SS“ über 500 Literaturhinweise, die Eingabe desselben Begriffs in eine beliebige Internetsuchmaschine liefert sogar eine siebenstelligen Trefferzahl. Wer nun allerdings meint, dass zum Thema Waffen-SS alles gesagt und alles erforscht wäre, der irrt. Nicht zuletzt bislang unbekanntes oder der Forschung nicht zugängliche Quellenbestände liefern den Zeithistorikern immer wieder frisches Material für neue Studien und für unkonventionelle Forschungsansätze. Aktuelle Beispiele sind die Arbeiten von Sönke Neitzel und Harald Welzer oder von Felix Römer, die die Abhörprotokolle von deutschen Kriegsgefangenen in englischer bzw. amerikanischer Internierung auswerten.

Im Umfeld dieser Untersuchungen ist auch das Buch von Frederik Müllers anzusiedeln. Seine Studie „Elite des ‚Führers‘“ widmet sich allerdings nicht den Generälen oder den Wehrmachtssoldaten, sondern den subalternen Führungsschichten – also den Unteroffiziers- und niederen Offiziersrängen – zweier Eliteformationen: der Waffen-SS und der Fallschirmjäger. Das Hauptaugenmerk des Autors gilt dabei der Mentalitätsstruktur der Waffen-SS, um „spezifische Denk- und Deutungsmuster“ aufzuspüren und, sofern vorhanden, herauszueextrahieren, „wie diese sich äußerten und ob sie originär bei den Angehörigen der Waffen-SS zu finden sind“ (S. 12). Die zweite Untersuchungsgruppe der Fallschirmjäger fungiert dabei im Wesentlichen als Vergleichsfolie.

Müllers' Stichprobe besteht aus jeweils 40 Personen. Sein Hauptauswahlkriterium war der Aktenumfang. Um mit vertretbarem Aufwand maximale Erkenntnisse generieren zu können, bezog er nur die umfangreichsten Akten in seine Arbeit ein. Da „Elite des ‚Führers‘“ als Staatsexamensarbeit entstand, ist Müllers' Vorgehen nachvollziehbar. Die geringe Größe und die eigenwillige Auswahl des Personensamples haben jedoch zur Folge, dass die Ergebnisse seiner Arbeit nur Einzelbilder sind, die nicht zur Verallgemeinerung taugen.

Um Aussagen zur Mentalität aus den Abhörprotokollen gewinnen zu können, filterte Müllers diese nach drei Kriterien („Reden über den Krieg/Soldatenhabitus“, „Reden über den Nationalsozialismus“, „Reden über Verbrechen“), wobei der mittlere Aspekt am umfangreichsten ist und den eigentlichen Kern der Arbeit bildet. Die Ergebnisse überraschen kaum. Sowohl SS-Angehörige als auch Fallschirmjäger kritisierten in ihren Gesprächen Hitler eher selten; „Führergläubigkeit“ und damit verbundene Siegesgewissheit dominierten auch in der Gefangenschaft; Deutschtum und Nationalsozialismus wurden häufig in einem Atemzug genannt. Müllers kategorisiert seine beiden Sample auf einer vierstufigen Skala von „größter Identifikation“ über „abwägende Identifikation“ und „abwägende Opposition“ bis zu „größter Opposition“. Dass 55 Prozent der SS-Männer der ersten Kategorie zuzurechnen sind, war zu erwarten. Unerwartet hoch war die Zustimmung bei den Fallschirmjägern. Mit 27,5 Prozent ist diese Quote doppelt so hoch wie der Durchschnitt der Wehrmacht insgesamt. Müllers' Fazit lautet schließlich, dass es durchaus gerechtfertigt erscheint, beim subalternen Führungspersonal der Waffen-SS „von jenen ‚weltanschaulichen Soldaten‘ [zu] sprechen, die als Stereotyp zur Charakterisierung von SS-Männern in der Forschung schon länger existieren“, während es falsch wäre, diesen Terminus trotz der „offenkundigen Identifizierung vieler Parachutisten

mit dem Nationalsozialismus“ (S. 85) auch auf die Fallschirmjäger anzuwenden.

Den positiven Eindruck der Studie trüben jedoch einige Mängel und Kritikpunkte. So überdehnt Müllers den Begriff der Subalternität, wenn er zu seinem Sample auch einen Oberst und einen Standartenführer zählt. Außerdem wirkt die Zusammenstellung der Abhörprotokolle im Quellenanhang gelegentlich etwas eklektisch. Erläuternde Fußnoten oder eine einleitende Kommentierung hätten in diesen Fällen Abhilfe schaffen können. Größter Schwachpunkt der Studie ist jedoch ihre mangelnde Repräsentativität. Belastbare oder anderweitig verwertbare Ergebnisse lassen sich nicht herausdestillieren. Der Autor selbst verweist nicht nur einmal auf diese Tatsache. Müllers hat mit „Elite des ‚Führers‘“ zweifelsfrei nachgewiesen, daß er wissenschaftlich versiert und kompetent zu Werke gehen kann. Zu wünschen wäre, dass er diese Fragestellung noch einmal aufgreifen, seine Stichprobe erweitern und damit eine Ergänzung zu Neitzels und Römers Arbeiten liefern würde. Eine Überarbeitung wäre auch insofern wünschenswert, da der größte Mangel des Buches nicht im Verantwortungsbereich des Autors, sondern beim Be.bra-Verlag liegt. Diesem sind während der Drucklegung bei einem Teil der Auflage, zu dem auch das Rezensionsexemplar zählt, sämtliche Graphiken abhanden gekommen. Potentielle Käufer sollten also das Exemplar, das sie erwerben möchten, zuvor auf Vollständigkeit prüfen.

**Frederik Müllers: Elite des „Führers“? Mentalitäten im subalternen Führungspersonal von Waffen-SS und Fallschirmjägertruppe 1944/45. Berlin: Be.bra Verlag, 2012**

Dietmar Schulze

## Migration und Volksgemeinschaft

Das Konzept einer „Volksgemeinschaft“ wurde im nationalsozialistischen Deutschland auf den verschiedensten Ebenen gefördert. Zu diesem Zweck fand auch eine ausgeprägte Einflussnahme auf Migration statt. Der in Folge der Tagung „Nationalsozialistisches Migrationsregime und ‚Volksgemeinschaft‘“ entstandene und 2012 von Joachim Oltmer unter dem gleichen Titel veröffentlichte Sammelband setzt sich in 13 Beiträgen mit diesem Zusammenhang auseinander. Er macht es sich zur Aufgabe, in den einzelnen Beiträgen exemplarisch zu zeigen, wie und warum das nationalsozialistische „Migrationsregime“ Einfluss auf die Konstruktion von „Volksgemeinschaft“ nahm. Dabei finden sowohl Wanderungsbewegungen von, nach und in Deutschland Berücksichtigung.

In einem einführenden Beitrag des Herausgebers stehen zunächst theoretische Überlegungen zu Migration und dem Konzept der „Migrationsregime“ im Fokus, während es keinen gesonderten Abschnitt zur „Volksgemeinschaft“ gibt. Oltmer verzichtet bewusst darauf, „die umfanglichen und zum Teil sehr kontroversen Diskussionen“ (S. 17f.) über diese wiederzugeben und beschränkt sich auf eine kurze Darstellung des „Volksgemeinschaft“-Konzepts auf nur einer Seite. Der Autor beschreibt dieses als „Utopie von einer anderen, besseren, weil rassistischen Gesellschaft, die durch die Ausgrenzung der ‚Gemeinschaftsfremden‘ und durch die Propagierung einer Einebnung sozialer Differenzen die ‚Volks-



genossen' zu integrieren und zum Einsatz für den Nationalsozialismus zu mobilisieren trachtete" (S. 18). „Migrationsregime“ definiert er wiederum als „Geflecht von Institutionen [...] und Handlungen institutioneller Akteure [...], die einen bestimmten Ausschnitt des Migrationsgeschehens fokussieren, Migrationsbewegungen kanalisieren und die (potentiellen) Migranten kategorisieren“ (S. 15). Darauf aufbauend beschreibt Steve Hochstadt in einem englischsprachigen Aufsatz das Verhältnis von Migration und „Volksgemeinschaft“ in einen längeren historischen und wissenschaftlichen Kontext und zeigt Kontinuitäten auf. Er wählt hierfür eine Zeitspanne vom Kaiserreich bis in die frühe Bundesrepublik.

Unter den exemplarischen Studien des Sammelbandes zu ein- und ausgegrenzten Bevölkerungsgruppen im nationalsozialistischen Deutschland widmet sich Joachim Schlör der Vertreibung und Emigration der Juden aus Deutschland und legt dabei besonderen Wert auf die Folgen für die Identität der deutschen Juden. Johannes Franckowiak dagegen thematisiert in seinem Beitrag die mit 1,2 Millionen Personen größte Minderheit im nationalsozialistischen Deutschland: die vielfach bereits lange ansässige polnische Bevölkerung. Nach dem deutschen Überfall auf Polen 1939 wurden polnische Bürger, die eine deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, zwangsweise in die „Volksgemeinschaft“ eingegliedert, was etwa ihre Einberufung in die Wehrmacht zur Folge hatte. Polnische Zuwanderer, die staatenlos oder bis 1939 Staatsangehörige Polens gewesen waren, waren dagegen Gewalttaten oder Vertreibungen ausgesetzt. Den Abschluss dieses Teils des Sammelbandes bildet ein Aufsatz von Christine Schoenmakers über die rechtlichen Folgen für „Fremdvölkische“ vor deutschen Gerichten. Sie wählt hierzu das Beispiel des Landgerichtes Bremen, beschreibt Form und Folgen des Rechtszuges und verweist auf dessen Beitrag zur Konstruktion der „Volksgemeinschaft“. Der Fokus von Schoenmakers Untersuchungen liegt auf den Folgen dieser rechtlichen Situation für die Millionen von zugewanderten Zwangsarbeitern ab 1940. Folgerichtig sieht die Autorin die „massenhafte Aburteilung von ausländischen Staatsangehörigen“ auch vor allem als „Phänomen der Kriegsjahre“ (S. 108).

Der zweite Teil des Sammelbandes betrachtet den Zusammenhang zwischen Migration und ökonomischem Wandel. Zunächst setzt sich der Beitrag von Ernst Langthaler mit der „Landflucht“ sowie den entsprechenden staatlichen Gegenmaßnahmen auseinander. Lars Amendas Aufsatz beschäftigt sich mit den Folgen der massiven Zuwanderung von in- und ausländischen Arbeitsmigranten in das Salzgittergebiet, wo ab 1937 mit den „Reichswerken Hermann Göring“ ein industrielles Großprojekt entstand. Der Autor interessiert sich primär für die Widersprüche und Probleme, die sich aufgrund der heterogenen Bevölkerung für die Konstruktion einer „Volksgemeinschaft“ ergaben. Amenda zufolge zeigt dieses Beispiel „die Grenzen der Vergemeinschaftung“ auf, habe aber „schärfer noch als andernorts ständige Grenzziehungen notwendig“ (S. 155) gemacht.

Drei Beiträge befassen sich in einem separaten Teil des Bandes mit der Rekrutierung von Arbeitskräften im Ausland. Während Christoph Rass in seinem Aufsatz auf Motive und Kontinuität solcher Anwerbungen verweist, nimmt Roberto Sala exemplarisch die Rekrutierung italienischer Arbeitskräfte durch das nationalsozialistische Deutschland in den Blick. Dagegen thematisiert Barbara Henkes mit der „Hausmädchenheimschaffung“ aus

den Niederlanden die Anwerbung im Ausland lebender Deutscher. Sie betont, dass es derartige Versuche bereits seit der Weimarer Republik gegeben habe, um „eine Abwendung dieser Frauen von der deutschen ‚Volksgemeinschaft‘ zu verhindern“ (S. 217), verweist aber auch auf den massiven Druck, der seit 1933 hinzukam.

Der letzte Teil des Bandes nimmt die Folgen nationalsozialistischer Raumpolitik für Migrationsbewegungen in den Fokus. Oliver Werner beschäftigt sich mit entsprechenden Planungen im Gau Magdeburg-Anhalt und stellt diese in einen Zusammenhang mit der Zuwanderung in die mitteldeutschen Industrie-regionen. Er macht deutlich, dass regionale Instanzen für die Planung wirtschaftlicher und sozialer Räume „bei der Bewältigung der Migrationsfolgen [...] keine oder nur eine marginale Rolle“ (S. 239) einnahmen. Nachdem sich ein Beitrag von Armin Nolzen mit der als „Freimachungen“ propagierten Evakuierung großer Bevölkerungsteile an der Westgrenze Deutschlands befasst, schließt der Band mit einem Aufsatz von Michael Wedekind. Er untersucht die Südtiroler Umsiedlungsplanungen und beschreibt diese im Ergebnis als „nicht oder nur höchst ansatzweise realisierte Szenarien“ (S. 292).

Der Sammelband fasst insgesamt ein breites Spektrum an Aufsätzen zusammen, lässt aber aufgrund der Fülle der Thematik auch Fragen offen. Gerade deshalb sieht der Herausgeber die Veröffentlichung auch nur als „ersten Versuch, Erkenntnisse über den Zusammenhang von Migration und Gemeinschaftsbildung auf den Ansatz der Migrationsregime zu beziehen“ (S. 24). Ähnliche Forschungsprojekte könnten, auf die vorliegenden Untersuchungen aufbauend, etwa verstärkt solche Formen von Migration in den Blick nehmen, bei denen es sich nicht um Zwangsmigrationen handelte oder das nationalsozialistische „Migrationsregime“ einem Vergleich mit anderen „Migrationsregimen“ unterziehen, um die jeweiligen Besonderheiten herauszustellen.

**Jochen Oltmer (Hg.): Nationalsozialistisches Migrationsregime und „Volksgemeinschaft“.** Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh, 2012

Christian Hoge

## Vom Ringen um den rechten Weg

Über die Haltung der evangelischen Kirche in der NS-Zeit liegt eine Vielzahl von Veröffentlichungen vor. Einem kleinen Anteil historisch-kritischer Arbeiten steht eine Flut von Veröffentlichungen zum „evangelischen Kirchenkampf“ gegenüber, die zumeist den „Selbstbehauptungswillen“ des Protestantismus zum Thema machen.

In den letzten Jahren, mit dem Verschwinden der Zeitzeugengeneration der evangelischen Pfarrerschaft, entwickelte sich eine zunehmend selbstkritischere Sicht auf das Verhalten der evangelischen Kirche, der Pfarrer und ihrer Gemeinden. Es wurde erkennbar, dass die Scheidelinie nicht allein zwischen „Deutschen Christen“ (DC) und „Bekennender Kirche“ (BK) verlief, sondern die Haltung gegenüber dem NS-Staat – und zwar bezogen auf alle Bereiche von Politik und Gesellschaft – zu hinterfragen sei.

Hierzu leistet die jüngste Veröffentlichung von Jürgen Telschow, der selbst 35 Jahre in der Ver-

waltung des Evangelischen Regionalverbandes tätig war, über die evangelische Pfarrerschaft in Frankfurt/Main einen wichtigen Beitrag. Vor knapp 30 Jahren hatte er bereits an der Ausstellung „Alles für Deutschland! Deutschland für Christus“ über die Evangelische Kirche in Frankfurt von 1929 bis 1945 mitgearbeitet. Auf diese Vorarbeiten bezieht sich der Band, so dass er keine umfassende Untersuchung der Haltung des Protestantismus in der NS-Zeit liefert, sondern den Fokus auf exemplarische Studien und die Zusammenstellung von Ereignissen in den einzelnen Kirchengemeinden richtet.

In elf kurzen Skizzen werden sieben Pfarrer der BK, drei der DC und ein Pfarrer, der als „Wanderer zwischen den Welten“ bezeichnet wird, vorgestellt. Telschow zeichnet ihre kirchenpolitische und gesellschaftliche Prägung nach und erläutert, wie sie sich gegenüber dem NS-Regime und der NS-Kirchenpolitik verhalten haben.

Verdienstvoll ist auch die Zusammenstellung von Einzelereignissen im Zusammenhang mit der kirchlichen Auseinandersetzung, die in 14 Kirchengemeinden nachweisbar waren. Hierin wird einmal mehr deutlich, dass das Störpotenzial der BK aus der Sicht der Nazis weniger im konkreten Widerstand als vielmehr in der „Beunruhigung des Kirchenvolkes“ lag. Wie bescheiden tatsächlich geleisteter Widerstand aus christlicher Überzeugung war, zeigt das Kapitel „Das evangelische Frankfurt und die Juden“.

Dass das NS-Regime sich auf zahlreiche Pfarrer verlassen konnte, zeigen zwei Beispiele. So wird über Probst Alfred Trommershausen berichtet, dass er bei der Gestapo ein- und ausgegangen sei, und Telschow schließt, „dass die Gestapo häufig auf Antrag oder Hinweis von Probst Trommershausen tätig wurde.“ Und das Mitglied des Pfarrernotbundes Erich Meyers rief der Gemeinde im Herbst 1939 zu: „Nicht dazu sind wir gerufen zu jammern und zu klagen, sondern zu kämpfen und zu siegen.“ Doch nur eine sehr kleine Gruppe von Pfarrern wurde durch die kircheninternen Spruchkammerverfahren als „belastet“ oder „nicht mehr tragbar“ beurteilt. Diese gehörten zumeist der Richtung der Thüringischen DC an. Aber auch sie fanden in anderen Gemeinden der Landeskirche bzw. in anderen kirchlichen Aufgabenfeldern eine Wiederverwendung.

In dem Klappentext heißt es dazu: „Es wird festgestellt, dass es in der Auseinandersetzung primär um die Bestimmung des ‚rechten Weges‘ der Kirche ging; das NS-System als solches wurde hingegen kaum in Frage gestellt.“

Hervorgehoben werden muss zum Abschluss noch eine verdienstvolle Arbeit dieser Studie, der knapp 50-seitige Anhang über die Frankfurter Mitglieder der kirchenpolitischen Lager. In 190 Biogrammen, die teilweise umfangreicher ausgefallen sind, verzeichnet Telschow Pfarrer und theologische Laien, die der BK zuzurechnen waren, Pfarrer, die dauerhaft oder zeitweise den DC angehörten, sowie Mitglieder der Einigungsbestrebungen oder formal kirchenpolitisch nicht Gebundene. Das einzige Fragezeichen, was an diese Auflistung zu setzen wäre, ist die formale Kategorisierung. So findet sich Probst Trommershausen in der Gruppe der „nicht Gebundenen“ und Erich Meyers in der Liste der „Einigungs-

## Buchbesprechungen

bestrebungen“. Beides sagt erkennbar nichts über ihre politische und wenig über ihre kirchenpolitische Haltung aus.

Telschows Band wird ein Nachschlagewerk bleiben für diejenigen, die sich für die Haltung des Protestantismus in der NS-Zeit interessieren. Es liefert Material für vertiefende Regionalstudien, wie auch für Querschnittsfragestellungen, wie die Generationsfragen in der innerkirchlichen Auseinandersetzung.

**Jürgen Telschow: Ringen um den rechten Weg. Die evangelische Kirche in Frankfurt am Main zwischen 1933 und 1945. Darmstadt: Verlag der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung, 2013**

Ulrich Schneider

## Straßenamen als Orte der Erinnerung

Straßenamen fällt fernab der offenkundigen Orientierungsfunktion bisweilen eine wesentliche Bedeutung als Ort des Erinnerens, Gedenkens und der Würdigung zu. Dies wird spätestens mit Blick auf zahlreiche zeitgenössische Debatten augenfällig, in denen kontrovers über bestehende oder neu zu vergebende Straßenamen diskutiert wird. Straßen(um-)benennungen vermitteln in diesem Kontext einen Eindruck von den gesellschaftlichen Umständen zum Zeitpunkt der Benennung und lassen auf das vorherrschende Geschichtsverständnis schließen. Dass dadurch gleichsam bestehende Herrschaftsverhältnisse ihren Ausdruck finden, lässt bereits die Häufung von Straßenumbenennungen im Zuge der politischen Zäsuren und Systemwechsel der deutschen Geschichte erahnen.

Infolge einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus treten seit geraumer Zeit immer wieder Initiativen zur Umbenennung von Straßenamen an die Öffentlichkeit. Dies ist einerseits Ausdruck einer differenzierteren Sichtweise auf die Verantwortlichkeit für die nationalsozialistischen Verbrechen und auf Handlungsweisen der jeweiligen Namensgeberinnen und Namensgeber. Andererseits wird im Zuge der damit einhergehenden Kontroversen und hinsichtlich der zirkulierenden Argumentationsmuster auch deutlich, welche unterschiedlichen Bewertungsmaßstäbe nach wie vor zur Anwendung kommen.

Angehalten durch ein gesteigertes öffentliches Interesse sah sich das LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte veranlasst, sich der Thematik im Rahmen einer Tagung anzunehmen, welche 2011 in Münster ausgerichtet wurde. Aus der Veranstaltung resultiert der vorliegende Tagungsband, der sich in zwei Teile gliedern lässt: Die ersten vier Beiträge des Bandes setzen sich mit der Benennungspraxis im Allgemeinen, insbesondere während der nationalsozialistischen Herrschaft und der ersten Nachkriegsjahre auseinander. Der zweite Teil nimmt auf einzelne Persönlichkeiten Bezug, deren Handlungsweisen Anlass zum Zweifel

gaben, ob ihnen die Ehrung einer Straßenbenennung zuteilwerden sollte.

Vorangestellt ist den einzelnen Artikeln ein kurzes Vorwort von Bernd Walter. Dem folgt ein einleitender Beitrag, in dem sich Matthias Frese eingehend mit den unterschiedlichen Aspekten des Themas befasst und einen kurzen Überblick über die sich anschließenden Aufsätze gibt. Es folgt ein Beitrag von Rainer Pöppinghege, in dem sich dieser mit der Genese von Straßennamen beschäftigt, die Benennungskonjunktur bis in die jüngere Gegenwart beschreibt und auf die jeweiligen regionalen Spezifika im westfälisch-lippischen Raum hinweist. Abschließend setzt er sich kritisch mit gängigen Argumentationsmustern auseinander, die in aktuellen Diskussionen gegen politisch motivierte Straßenumbenennungen artikuliert werden.

In zwei darauffolgenden Aufsätzen untersucht Marcus Weidner die „Ursachen, Bedingungen und Formen der Straßenbenennungspraxis in Westfalen und Lippe“ (S. 43). In einer dicht belegten Studie beschreibt er Normen der (Um-) Benennungen zur Zeit des Nationalsozialismus, stellt bemerkenswerte regionale Unterschiede heraus und macht auf die Bedeutung lokaler Eigeninitiative aufmerksam. In seinem zweiten Aufsatz schließt Weidner inhaltlich an den vorangegangenen Artikel an und veranschaulicht die Benennungspraxis der ersten Nachkriegsjahre anhand lokaler Beispiele.

Im nachfolgenden Beitrag geht Walter Gödden der Frage nach, wie es „um die Präsenz NS-belasteter Autorinnen und Autoren auf westfälischen Straßenschildern“ (S. 121) bestellt ist. Er macht unter ihnen insgesamt 64 Autorinnen und Autoren aus, die „sich in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt bzw. mit diesem sympathisiert haben“ (ebd.). Auf welcher Grundlage Göddens Einteilung basiert, wird im Einzelfall nicht immer deutlich. Diese Problematik ist Gödden jedoch bewusst: So artikuliert er die Schwierigkeit der Bewertung an einzelnen Beispielen, präsentiert Vorschläge für einen „objektivierbaren Kriterienkatalog“ (S.143) und fordert weitere biographische Einzelfalluntersuchungen ein.

Vier solcher Studien finden sich in den übrigen Beiträgen des Sammelbandes. In zwei Artikeln beschäftigt sich Steffen Stadthaus mit der ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel und dem westfälischen Heimatdichter Friedrich Castelle: Während Castelle „ideell die Integration völkisch-konservativer Werte und Traditionen in den Ideologiehaushalt des NS-Staates und praktisch die Gleichhaltung des heimatlichen und literarischen Vereinswesens in Westfalen betrieben“ (S. 248) hatte, ist auch Miegels „Rolle als führende literarische Repräsentantin des NS-Regimes“ (S. 177) eingehend belegt, deren „Ehrung [...] im öffentlichen Raum dem Selbstverständnis der bundesrepublikanischen Erinnerungskultur [widerspricht]“ (S. 178), so Stadthaus' Fazit.

Karl Ditt widmet sich in seinem Beitrag dem Lebensweg von Karl Wagenfeld, niederdeutschem Dichter, „Symbolfigur der westfälischen Heimatbewegung“ (S. 218) und Namensgeber zahlreicher Straßen in Westfalen.

Der Tagungsband schließt mit einem Beitrag von Hans-Ulrich Thamer, in dem sich dieser mit Paul von Hindenburg und dessen Rolle in der deutschen Erinnerungskultur beschäftigt. Dabei kann Thamer exemplarisch die problematische Grenzbeziehung zwischen einer „vermeintlich unbeschädigten oder tolerablen preußisch-deutschen nationalen Tradition einerseits und den Akteuren bzw. Verantwortlichen für die totalitäre Diktatur andererseits“ (S. 254) aufzeigen.

In seiner Gesamtheit gibt der Sammelband, angesichts der thematischen Vielfalt der Beiträge, einen bemerkenswerten, mit regionalen und überregionalen Beispielen ausgestatteten Überblick zu den unterschiedlichen Aspekten des Themenkomplexes „Straßennamen, (Um-) Benennungspraxis und Erinnerungskultur“. Auf aktuelle Kontroversen um Namenspatinnen und Namenspaten, die in erster Linie aufgrund ihres militärischen Engagements gewürdigt wurden, wird lediglich beiläufig verwiesen. Über den regionalen Schwerpunkt Westfalen-Lippe und den zeitlichen Bezugsrahmen „Nationalsozialismus“ hinaus gelingt es dem Band jedoch anschaulich, grundlegende Informationen für den allgemeinen Umgang mit historischen belasteten Namenspaten zu vermitteln.

**Matthias Frese (Hg.): Fragwürdige Ehrungen!? Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur. Münster: Ardey-Verlag, 2012**

Christian Zech

## Nachkriegszeit kompakt

Die Reihe „Kompaktwissen Geschichte“ wendet sich vor allem an Schüler der Sekundarstufe II und Abiturienten. Dieser Zielgruppe wird das handliche Format der Bändchen und die kompakte Darstellungsweise im Fall der Ausgabe zur deutschen Nachkriegszeit auf weniger als 160 Seiten gerecht. Der Autor Peter Adamski, erfahrener Geschichtsdidaktiker, gliedert den Darstellungsteil in die Beschreibung der Situation bei Ende des Zweiten Weltkriegs sowie der Bestimmungen der Potsdamer Konferenz und schildert darauf den politischen und wirtschaftlichen Neubeginn. Danach nimmt er sich den außenpolitischen Vorentscheidungen wie die Entstehung der Bizone und des Marshallplans an, um dann auf Handlungsspielräume der Deutschen zur eigenen Gestaltung und weichenstellende Entscheidungen wie die Währungsreform und ihre Bedeutung einzugehen. Zum Abschluss der Darstellung skizziert Adamski die beiden Wege zur Staatsgründung.

Im mit „Kontroversen“ überschriebenen Abschnitt stellt Adamski zu fünf Themenkomplexen die jeweils unterschiedlichen wissenschaftlichen Standpunkte vor. Dies gibt Schülern die Möglichkeit, einen Einstieg in das historische Arbeiten und in die Vorbereitung auf mögliche Fragestellungen in Klausuren und mündlichen Prüfungen zu finden. Dabei wird auf die geschichtswissenschaftliche Diskussion zu folgenden Fragestellungen eingegangen:

Die Vereinigung von KPD und SPD in der sowjetischen Besatzungszone: Hier stellt Adamski heraus, dass neben der Einschätzung, es habe sich um eine Zwangsvereinigung gehandelt, einige Historiker sich auf Belege berufen, die auf eine breite Zustimmung der sozialdemokratischen Basis zum Zusammenschluss hinweisen.

Die Entnazifizierung in den Westzonen: Viele Geschichtswissenschaftler sehen diese als gescheitert an. Einige Zeithistoriker führen aber ins Feld, dass eine intensivere Verfolgung nationalsozialistischer Verstrickungen aus pragmatischen Gründen nicht möglich war. Als Begründung wird hier z.B. die Notwendigkeit der Integration breiter Bevölkerungsschichten in das neu entstehende Staatsgebilde genannt. Außerdem sei die Entnazifizierung durch eine



Erziehung zur Demokratie (Reeducation) flankiert worden.

Die Sowjetunion und der Marshallplan: Bei Betrachtung der reinen Fakten dieses Themenbereichs wird die ablehnende Haltung der Sowjetunion deutlich, die die Unterstützung ihrer Satellitenstaaten als imperialistische Einmischung in ihren Machtbericht deutete. Beschäftigt man sich eingehender mit dem Verlauf der Verhandlungen zur Beteiligung der Sowjetunion am Marshallplan, zu der diese durchaus zumindest bereit gewesen war, ergibt sich ein differenzierteres Bild. So kann man zu dem Schluss kommen, dass die Westmächte nicht zu Kompromissen mit der Sowjetunion bereit waren und diese durch unter keinen Umständen hinnehmbare Bedingungen bewusst provoziert wurde. So wurde eine Teilnahme verhindert und gleichzeitig die Möglichkeit geschaffen, der Sowjetunion öffentlich die Schuld am Scheitern der Verhandlungen geben zu können

Die gesamtdeutsche Münchner Ministerpräsidentenkonferenz: Das Scheitern der Konferenz wird von einigen Historikern den ostdeutschen Ministerpräsidenten angelastet, die aus ideologischen Gründen die Konferenz wegen Verfahrensfragen hätten platzen lassen. Andere weisen daraufhin, dass ihre westdeutschen Kollegen die Erörterung der Wiedervereinigung von vornherein ausklammerten. Dies war aber eine Bedingung der Präsidenten der sowjetischen Besatzungszone.

Die Hauptverantwortung für den Kalten Krieg und die Spaltung Deutschlands: Die traditionelle Auffassung hierzu ist, dass die Sowjetunion die Staaten Ost- und Südosteuropas zur Randzone ihres kommunistischen Imperiums machen wollte. Die Vertreter der revisionistischen Auffassung weisen darauf hin, dass die Sowjetunion als wirtschaftlich geschwächte Siegermacht auf der Basis der schlimmen Kriegserfahrung eine Schutzzone befreundeter Staaten um sich herum aufbauen wolle. Außerdem sei die Welt durch die Truman-Doktrin in zwei Lager gespalten worden.

Der Quellenteil umfasst zeitlich die Jahre 1945 bis 1949 und bietet einen Einblick in alle gesellschaftlichen und politischen Aspekte der deutschen Nachkriegszeit. Der Text der Urkunde zur deutschen Kapitulation ist dort ebenso zu finden wie z.B. Texte zur Sozialisierung oder zur Situation der Frauen oder der Flüchtlinge in der Nachkriegszeit.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Überblicksdarstellung aufgrund ihrer Konzeption für die gymnasiale Oberstufe in den meisten Teilen oberflächlich bleiben muss. Sie bietet aber vor allem durch die „Kontroversen“ Anstöße und Ansatzpunkte zur detaillierteren Beschäftigung mit einem der Spezialthemen der deutschen Nachkriegszeit, nicht nur für Schüler, sondern auch für interessierte Laien. Dazu tragen nicht nur der durch Bilder, Zeittafeln und Diagramme aufgelockerte Darstellungsteil, sondern auch der thematisch umfassende Quellenteil sowie die übersichtlich in Quellen und Darstellungen unterteilten Literaturhinweise am Ende des Bändchens bei.

**Peter Adamski: Die Nachkriegszeit in Deutschland 1945-1949. Stuttgart: Reclam, 2012**

**Guido Schorr**

## Geraubte Jugend

Die Zwangsarbeit in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs stellte schon häufig das Thema für geschichtswissenschaftliche Publikationen. Johannes-Dieter Steinert, Professor an der University of Wolverhampton, weist mittels seiner Studie jedoch auf ein bisheriges Forschungsdesiderat hin: Die zwischen 1939 und 1945 in den besetzten Gebieten Osteuropas zwangsweise zur Arbeit herangezogenen und nach Deutschland deportierten Kinder und Jugendlichen aus dem besetzten Polen und später der Sowjetunion.

Anhand der Darstellung eines zeitgenössischen Lebenslaufes gelingt dem Autor bereits zu Beginn der Verweis auf die Schwierigkeiten der Verarbeitung des Erlebten sowie der Vermittlung der Erinnerung von polnischen und sowjetischen Kinderzwangsarbeitern. Zwar wirkt der für die Fachliteratur ungewöhnliche Einstieg sehr emotional, jedoch beschreibt dieser zugleich eindringlich, dass der Leidensweg der polnischen und sowjetischen Kinderzwangsarbeiter mit der Befreiung nicht abgeschlossen war. Es folgten Aufenthalte in Filtrationslagern, Erfahrungen von Gewalt durch Rotarmisten oder Polizisten sowie zahlreiche Verhöre durch den NKWD. „Man hatte Angst, darüber zu sprechen“, räumte die ehemalige Kinderzwangsarbeiterin Olga Andreewna ein (S. 10).

Im Vordergrund der Publikation Steinerts stehen die Erfahrungen und Erinnerungen der zur Zwangsarbeit herangezogenen polnischen und sowjetischen Kinder und Jugendlichen während ihrer Zeit unter deutscher Autorität. Hierunter fallen auch jegliche Formen der Verweigerung und des Widerstandes gegen die nationalsozialistische Fremdherrschaft. Die Studie basiert auf offiziellen Dokumenten sowie Selbstzeugnissen beteiligter Kinderzwangsarbeiter.

Hierbei wird, wie anhand der bisherigen Forschung zu erwarten war, deutlich, wie Wehrmacht, Polizei und Arbeitsverwaltung an der Deportation polnischer sowie sowjetischer Kinder und Jugendlicher beteiligt waren. Doch besonders hervorzuheben ist die Darstellung des Zusammenhangs zwischen der sogenannten Germanisierungspolitik und der Zwangsarbeit osteuropäischer Minderjähriger. Steinert schildert die spezifischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Reichskommissariaten Ukraine und Weißruthenien. Zwar stießen die Nationalsozialisten beispielsweise in beiden besetzten Gebieten auf Widerstand und Verweigerung von Kindern und Jugendlichen, doch suchten sie diesen in den besetzten ukrainischen Gebieten hauptsächlich und nahezu ausschließlich durch Gewalt zu brechen. Im Gegensatz zu dieser Strategie initiierte Generalkommissar Wilhelm Kube 1942 in Weißruthenien eine Kampagne, welche durch „Jugendorganisation und Erlebnispädagogik“ (S. 113) Kinder und Jugendliche für die nationalsozialistischen Ideen gewinnen sollte. Zu Beginn des Jahres 1943 begann der Leiter für die Jugendabteilung im Generalkommissariat Wilhelm Schulz mit dem Aufbau des „Weißruthenischen Jugendwerkes“. Vordergründig sollte das Jugendwerk den Kindern und Jugendlichen eine attraktive Alternative bieten, um sich nicht den Partisanen anzuschließen. Doch verdeutlichte Schulz auf einer Tagung im Jahr 1943, dass die Nationalsozialisten vielmehr auf die „Arbeitskraft dieser wild herumlungenden Jugend“ (S. 114) zielten und diese für sich in Anspruch nehmen wollten. Durch den Aufbau einer „Einsatzgruppe Weißruthenien“ wurden Kinder und Jugendliche zur „freiwilligen Arbeit“ innerhalb des Generalkommissariats herangezogen. Das Ostministerium betonte die Frei-

## Buchbesprechungen

willigkeit nach außen, doch hatte der Begriff lediglich propagandistische Zwecke.

Darüber führten weißrussische Kollaborateure das Jugendwerk nach dem Muster der Hitlerjugend und versuchte die Mitglieder mit der nationalsozialistischen Ideologie zu indoktrinieren. Ein spezifischer Kader von Kindern und Jugendlichen sollte sich mit dem Zweck herausbilden, weitere Minderjährige für die Organisation zu werben.

Gegenüber dieser eher verdeckten Rekrutierung von osteuropäischen Kindern und Jugendlichen zur Zwangsarbeit beschreibt Steinert jedoch ebenfalls den Aufbau und Zweck des bisher in der Literatur kaum berücksichtigten sogenannten „Polen-Jugendverwahrlagers der Sicherheitspolizei in Litzmannstadt“ (Łódź). Den Zweck dieses Lagers schilderte die Kriminalpolizeistelle Litzmannstadt damit, dass der zunehmenden „Verwahrlosung der jugendlichen Polen und ihr Abgleiten auf das Gebiet der Kriminalität“ (S. 253) entgegengewirkt werden sollte. Die eingewiesenen Kinder und Jugendliche sollten vornehmlich landwirtschaftliche Arbeiten für die Besatzer leisten. Dieses Beispiel verdeutlicht das Handeln der deutschen Fremdherrscher gemäß nationalsozialistischer Logik, nämlich „für selbstgeschaffene Probleme ideologisch-rassistische Gründe zu konstruieren und diese dann mit brutaler Gewaltanwendung und gleichzeitigem wirtschaftlichen Profit zu lösen“ (S. 253).

Insgesamt bietet die Studie Steinerts einen gut recherchierten Überblick bezüglich der Kinderzwangsarbeit von polnischen und sowjetischen Minderjährigen zwischen 1939 und 1945. Darüber hinaus bietet der Autor erste Perspektiven auf noch nicht hinreichend erforschte Themen wie beispielsweise das Kinderkonzentrationslager Łódź sowie Einzelstrategien, der Deportation und Zwangsarbeit zu entgehen. Neben der Darstellung der spezifischen Erfahrungen der Opfer, wird darüber hinaus deutlich, welchen Stellenwert die Kinderzwangsarbeit innerhalb des nationalsozialistischen Herrschaftsapparates einnahm. Umso verwunderlicher bleibt, weshalb erst jetzt begonnen wurde, das Schicksal der etwa 1,5 Millionen nach Deutschland deportierten polnischen und sowjetischen Kinder und Jugendlichen zu erforschen.

**Johannes-Dieter Steinert: Deportation und Zwangsarbeit. Polnische und sowjetische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und im besetzten Osteuropa 1939-1945. Essen: Klartext, 2013**

**Sebastian Willert**

## Kommunistin, Politikerin und KZ-Überlebende

Grit Philipp bemerkt im Fazit ihrer Studie über das Leben Erika Buchmanns, sie betreute mit dieser Biografie über eine deutsche Kommunistin des 20. Jahrhunderts „Neuland“ (S. 218). Tatsächlich sind abgesehen von Ausnahmen wie Mario Keßlers Studie über Ruth Fischer, die 1924 Vorsitzende des Politischen Büros des ZK der KPD war, Publikationen zu

## Buchbesprechungen

Frauen in kommunistischen Bewegungen rar geliebt. Es lohnt sich nicht nur deshalb, mit Philipps Buch über Buchmann dieses Neuland zu erkunden.

Denn dort wird auf der beeindruckenden Grundlage einer Vielzahl von Quellen vielschichtig und klar das Leben der Erika Buchmann nachgezeichnet und in das Spannungsfeld der KPD als „Solidargemeinschaft“ (S. 72) und ihrer Familie mit Ehemann und zwei Töchtern eingeordnet. Philipp kann dabei überzeugend darstellen, wie Buchmanns Lebenslauf neben der politischen „Großwetterlage“ von der Treue zur Partei und den Dynamiken des Lebens der Familienmitglieder geprägt war.

Buchmanns Leben ist markiert durch ihre Zeit als junges KPD-Mitglied, die illegale Parteiarbeit gegen den Nationalsozialismus ab 1932/33, ihre Verhaftungen 1933 und 1935 und die Inhaftierung im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück 1939. Nach ihrer Entlassung im November 1940 war sie von 1942 bis zu ihrer Flucht vom Todesmarsch im April 1945 wiederum in Ravensbrück inhaftiert.

Die zweite Hälfte von Buchmanns Leben ist geprägt von der Übersiedelung von Stuttgart nach Ost-Berlin im Sommer 1956, ausgelöst durch das Verbot der KPD. Waren die Jahre in der BRD noch von der Parteiarbeit für die KPD gekennzeichnet, konnte Buchmann ab 1956 in der Vorbereitung der Gedenkstätte Ravensbrück ihr Lebensthema als „Sachwalterin der Toten und Überlebenden“ (S. 255) von Ravensbrück wieder aufnehmen. Bereits unmittelbar nach der Befreiung hatte sie sich für die Bewahrung der Erinnerungen der Überlebenden und die Verurteilung der TäterInnen eingesetzt.

Grit Philipp geht es stets darum, Buchmanns Lebens und ihre politische Aktivität im oft widersprüchlichen Kontext von bestimmenden Instanzen – wie der KPD – und selbst gewählten „Strategien“ (S. 207) zu analysieren. Dabei spart ihre Darstellung auch widersprüchliche Episoden wie Buchmanns Funktion als „Blockälteste“ im Strafblock von Ravensbrück nicht aus. Zentraler Bezugsrahmen ist stets die Rolle Buchmanns als kommunistische Politikerin und Überlebende der Konzentrationslager, die gleichzeitig ihre eigenen und die von der Umgebung gesetzten Ansprüche als Ehefrau und Mutter zu erfüllen versuchte. Eine Situation, in der die Gestaltung des Lebens nach den Anforderungen der Partei oft zulasten der persönlichen Verbindungen Buchmanns und insbesondere ihrer Töchter ging.

Neben der Partei war die Erinnerung an die Überlebenden und Toten von Ravensbrück zu Buchmanns Lebensaufgabe geworden. Im Prozess der Einrichtung der Gedenkstätte bis zu deren Eröffnung im September 1959 wirkte sie als „omnipräsente Autorin, Gestalterin und Fachfrau für alle Bereiche des ehemaligen Frauen-KZ und der zukünftigen Gedenkstätte“ (S. 213). An diesem Punkt kann Philipp am deutlichsten zeigen, wie Buchmann auch gegen staatliche Vorgaben versuchte, ihre auf biografischem Erleben fußende Interpretation der Geschichte des Konzentrationslagers Ravensbrück öffentlich zu machen. Obwohl formal nie mit Funktionen oder Prestige ausgestattet, konnte sie im Museum der Gedenkstätte, im Buch „Die Frauen von Ravensbrück“ und in der „Ravensbrücker Ballade“ der Dramatikerin Hedda Zinner ihre Deutungen verankern.

So überzeugend die Einbettung von Erika Buchmanns Handlungen in ihre wechselvolle Familiengeschichte ist, wäre eine entsprechend detaillierte Interpretation auch für ihren politischen Diskurs von Interesse gewesen, wie z.B. bei der Diskussion ihrer Zeit als KPD-Politikerin in der BRD oder der (parteiliniertreue) kommunistische Rahmen, in den sie ihre Ravensbrück-Erzählung einfügte. Es überraschen zudem in dieser sonst unvoreingenommenen Studie zur Kommunistin Erika Buchmann Bezüge zu totalitarismustheoretischer Rhetorik, so der Verweis auf einen Band der „Extremismusexperten“ Backes/Jesse (S. 200). Irritierend bleibt auch der letzte (!) Satz des Buchs, in dem durch die Bezeichnung „zweite[...] deutsche[...] Diktatur“ (S. 264) die DDR mit dem derart verharmlosten „NS-Regime“ (ebd.) dämonisierend gleichgestellt wird – und dies in unmittelbarer Nähe zum Bezug auf Erika Buchmanns „Erfahrung von Verfolgung und KZ-Haft“ im Nationalsozialismus.

Die Studie endet mit dem Tod Erika Buchmanns, der kurz auf den Suizid ihrer Tochter Bärbel folgte. Grit Philipp hat ein „gebrocheneres Bild“ (S. 253) von Erika Buchmann vorgelegt als jenes, das Buchmann zeitlebens von sich selbst zeichnete. Es ist gerade deswegen ein sehr gelungenes Dokument des „Vermächtnisses“ von Erika Buchmanns Leben, das diese wiederum als Vermächtnis der ermordeten Frauen von Ravensbrück hinterlassen hat.

**Grit Philipp: Erika Buchmann (1902-1971). Kommunistin, Politikerin, KZ-Überlebende. Berlin: Metropol, 2013.**

Henning Fischer

## Ein unangepasster Lebensweg

Dora Lux war eineinhalb Jahre die Geschichtslehrerin von Hilde Schramm und die einzige Lehrerin, die ihre „uneingeschränkte Wertschätzung und Sympathie hatte und behielt“ (S. 9). Die Autorin geht Fragen nach, die sie sich ihr Leben lang gestellt hat, und betont den großen Einfluss von Dora Lux auf ihr Leben, da für sie Menschen entscheidend waren, „die eine Gegenwelt zur NS-Ideologie verkörperten“ (S. 11). Hilde Schramm, die Tochter Albert Speers und spätere Abgeordnete der Alternativen Liste im Berliner Landesparslament, war selbst einige Jahre als Lehrerin und später in der Lehrerbildung tätig. Deshalb beschäftigt sie sich mit „Respekt ohne Angst“ und „Erziehung zur Eigenverantwortlichkeit“, beides Werte, die sie als Schülerin in der Elisabeth-von-Thaden-Schule von Dora Lux erfahren hat. Hilde Schramm machte 1955 Abitur und erlebte somit die letzten Jahre der Unterrichtstätigkeit von Dora Lux. Für ihre Biographie spürte Hilde Schramm auch ehemalige Mitschülerinnen auf und lässt sie zu Wort kommen, so dass sich ein differenziertes Bild ergibt: „Frau Lux vermittelte uns – so empfand ich es – Akzeptanz, nicht Nähe, nicht Zuwendung, aber vielleicht ein gewisses Maß an Wohlwollen und positiver Erwartungshaltung. Ich schaute sie gern an, dieses stimmige Gesicht mit den braunen, leicht verhangenen Augen und dem breiten Mund mit der vollen, leicht hängenden und manchmal zitternden Unterlippe. Sie strahlte Abklärtheit, Weisheit, Güte aus. Aber auch Distanziertheit. Sie war absolut authentisch [...]“, zitiert sie eine Mitschülerin (S.34).

Eine umfangreiche Biographie über einen mutigen Lebensweg: Dora Lux war in vielerlei

Hinsicht eine Vorreiterin und ein Vorbild: In einer Zeit, als Mädchen und Frauen höhere Bildungswege fast unmöglich waren, machte sie 1901 Abitur, promovierte 1906 als Althilologin und legte 1909 ihr Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Latein, Griechisch und Geschichte ab. Später vereinbarte sie ihre Berufstätigkeit als Studienrätin mit ihrer Mutterrolle. Nachdem sie 1933 wegen ihrer jüdischen Herkunft aus dem Schuldienst entlassen wurde, engagierte sie sich einige Jahre als Redakteurin der Berliner Zeitschrift „Ethische Kultur“. Sie bewies großen Mut, sich nicht als Jüdin registrieren zu lassen und bei der Volksbefragung 1939 falsche Angaben zu machen. Verheiratet war sie mit dem Sozialisten Dr. Heinrich Lux, dessen unveröffentlichtes Manuskript mit seinen Lebenserinnerungen eine wichtige Quelle darstellt.

Hilde Schramm bleibt als Autorin präsent, z.B. reflektiert sie über ihr Bemühen, keine antisemitischen Klischees zu bedienen. Sie schreibt daher von der „jüdischen Herkunft“ ihrer Lehrerin, deren Großeltern der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten und deren Eltern zum Christentum übergetreten sind.

Ihre Biographie wird durch fünf Exkurse ergänzt, die im Internet als Download zur Verfügung stehen, darunter „Die Gymnasialkurse für Frauen 1893 bis 1909 und Helene Lange als Pädagogin“ – von diesen Gymnasialkursen hatte Dora Lux als Vorbereitung für ihr Abitur profitiert – und „Aus den Memoiren des Dr. Heinrich Lux – der Zeitraum 1863 bis 1909“. Nicht nur diese Exkurse dienen einer weiteren Vertiefung, auch der ausführliche Anmerkungsenteil, ein umfassendes Literaturverzeichnis, eine Bibliographie zu Dora Lux-Bieber oder das Verzeichnis der von ihr befragten Mitschülerinnen vermitteln das Bild einer fundierten Beschäftigung mit einer ereignisreichen Zeit und einem unangepassten Leben.

**Hilde Schramm: Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux. 1882-1959. Nachforschungen. Hamburg: Rowohlt, 2012**

Cornelia Pieroth

## Innenansichten eines bewegten Lebens

„Ich war ein glückliches Kind“ – mit diesen Worten beginnt Trude Simonsohn die Niederschrift ihrer Memoiren. Immer wieder ist in diesen Aufzeichnungen – neben allem Schrecken – vom Glück die Rede: Im Titel „Noch ein Glück“, der einem Zitat von Friedrich Torberg entlehnt ist, und oft zwischen den Zeilen. Die Fotos aus dem Familienalbum, die den Text ergänzen, vermitteln den gleichen Eindruck. So schaut den Betrachter auf einem Bild ein neugieriges Kind mit wachen Augen an: Trude Guttmann, wie ihr Mädchenname war, hatte eine unbeschwertere Kindheit. In ihrer Heimatstadt Olmütz in Mähren wuchs sie als Liebling ihrer Eltern und der Verwandten in einer liberalen jüdischen Umgebung auf. Das Judentum war für ihren Vater – und ist auch heute noch für sie – keine religiöse, sondern die „historisch gewachsene nationale Identität“. Der bewusste Zionismus, den die Familie Guttmann lebte, war in der Tschechoslowakei damals nichts Ungewöhnliches; das Land war unter dem Präsidenten Tomas Masaryk eine liberale Bastion in Europa.



Dass die kleine Trude Jüdin war, wurde ihr in der Schule bewusst, aber Bemerkungen wie „Wir spielen mit Dir, obwohl ihr Juden doch den Jesus umgebracht habt“ nahm sie nicht wirklich ernst. Die Zeit am Gymnasium in Olmütz machte sie mit deutscher Literatur und Kultur vertraut. Erst nach dem Münchner Abkommen, nach 1938, schlug die weltoffene Stimmung an der Schule um, „Heil Hitler“ wurde zur morgendlichen Begrüßung. Umso enger wird der Zusammenhalt in der zionistischen Jugendbewegung, der Trude angehörte.

Nach dem Einmarsch der Deutschen in der Tschechoslowakei im März 1939 änderte sich die gesamte Lebenssituation schlagartig. Trudes Vater zog nun die Emigration in Erwägung, aber es war zu spät. Die finanziellen Reserven der Familie waren so gut wie ausgeschöpft, die Möglichkeiten, an Ausreisepapiere zu gelangen, waren versperrt.

Der Leidensweg der Familie begann. Der Vater wurde bereits 1939 verhaftet, später nach Dachau verschleppt, wo er zu Tode kam. Mutter und Tochter mussten in ein so genanntes Judenhaus umziehen. Trude wurde wegen ihrer Aktivitäten in der zionistischen Jugendorganisation verhaftet. Nach Monaten im Gefängnis, auch in Einzelhaft, kam sie im November 1942 ins Ghetto Theresienstadt, wo sie ihre ebenfalls deportierte Mutter wieder traf.

Rasch übernahm Trude Verantwortung für andere jugendliche Gefangene und war unter den widrigen und demütigenden Umständen so aktiv, wie es ihrem Naturell entsprach. Dennoch musste sie die Verschleppung der Mutter nach Auschwitz in den sicheren Tod hilflos erleben.

In Theresienstadt lernte sie den neun Jahre älteren Berthold Simonsohn kennen. Die beiden verstanden sich auf Anhieb, sie wurden ein Paar. Kurz bevor sie nach Auschwitz verschleppt wurden, heirateten sie nach jüdischem Ritus. Sie kommen gemeinsam im Vernichtungslager an, wurden aber sofort getrennt. Was dann geschah, nach Aussortierung, Duschen, dem Scheren der Haare und der unbarmherzig lauten Musik im Lager, weiß Trude Simonsohn bis heute nicht; die Tage – oder Wochen – in Auschwitz sind aus ihrem Gedächtnis getilgt. Erst in Kurzbach, einem Nebenlager des KZ Groß-Rosen, setzt ihre Erinnerung wieder ein. Unmenschliche Arbeit, unwürdige Bedingungen, schließlich in den Wirren der letzten Kriegswochen die oft abenteuerliche Flucht – es war ein langer Weg bis zur Befreiung.

Wieder ist das Glück an Trudes Seite: Sie findet Berthold schon im Sommer 1945 wieder – in Theresienstadt. Nach einer kurzen Station in Prag ziehen sie in die Schweiz, arbeiten in einem Sanatorium für Überlebende und mit jüdischen Kindern, die durch den Schrecken des Holocaust traumatisiert sind. Und schließlich wird auch in Zürich vor dem Standesbeamten „richtig“ geheiratet.

1950 dann der Umzug nach Hamburg: Berthold Simonsohn wird als Experte für Sozialarbeit in der Jüdischen Gemeinde gebraucht. Trude wünscht sich die Reihenfolge: Wohnung – Kind – Auto. So geschieht es – ohne dass Trude zur Hausfrau wurde, wie sie einmal im Spaß gemutmaßt hatte. In den frühen Hamburger Tagen lernen die Simonsohns auch Irmgard und Joachim Heydorn kennen: Vertrauen und Verständnis von der ersten Stunde an. Irmgard und Trude wurden Freundinnen und sind es bis zum heutigen Tag. Ihre Beziehung wurde noch vertieft, als sie – längst mit den Familien in Frankfurt lebend – begannen, in Schulen über den Widerstand und das Überleben in der Diktatur zu berichten.

Trude Simonsohn hat sich immer eingemischt. Nach Bertholds Tod 1978 stürzte sie sich in

vielfältige Aktivitäten: Jugendgerichtshilfe, Vorstand der jüdischen Gemeinde, die Arbeit mit Schülerinnen und Schülern.

Elisabeth Abendroth hat ihr bei der Niederschrift der Erinnerungen geholfen. Ein gut zu lesendes, berührendes Buch ist so entstanden.

**Trude Simonsohn (mit Elisabeth Abendroth): Noch ein Glück. Erinnerungen. Göttingen: Wallstein Verlag, 2013**

Gabriele Prein

## NS-Kindermorde fast ungesühnt

Am 1. September 2009 war es 70 Jahre her, dass Adolf Hitler mit dem „Euthanasie-Erlass“ die systematische Ermordung von Menschen, die als „lebensunwert“ deklariert wurden, freigab. Zwischen 200.000 und 300.000 psychisch kranke oder geistig behinderte Menschen starben in den Jahren 1939 bis 1945 in Gaskammern, durch tödliche Medikamentengaben oder Unterernährung. Unter den Opfern der NS-„Euthanasie“ waren auch Kinder, an die mit diesem Buch in vielen Facetten gedacht werden soll. Denn in etwa 30 „Kinderfachabteilungen“ – Tötungsstätten in der Psychiatrie und anderen Heileinrichtungen – wurden über 5.000 geistig und körperlich behinderte Kinder vorsätzlich umgebracht.

Die Schilderung der schrecklichen Aktionen, in denen Kinder zu Experimentier- und Tötungsobjekten wurden, macht deutlich, wie wichtig ein Gedenken ist. Dem haben sich Lutz Kaelber und Raimond Reiter, Experten auf dem Gebiet der europäischen Gedenkkultur für Opfer des Nationalsozialismus und der NS-Psychiatrie, als Herausgeber des vorliegenden Bandes angenommen. Weitere Autoren arbeiten beispielsweise zu den Tötungsstätten in Hamburg, Lüneburg, Stuttgart, Waldniel, Wiesloch und auf dem Eichberg in der Nähe von Wiesbaden. In ihren Beiträgen behandeln die Verfasser sowohl Fragestellungen der Forschung als auch die aktuelle Gedenkkultur für Opfer des Nationalsozialismus, die nicht nur NS-Verbrechen in den „Kinderfachabteilungen“ betreffen, sondern auch für andere Opfergruppen wesentlich sind. Auch Aspekte der Täterschaft werden beleuchtet. Denn den Tätern ging es in den „Kinderfachabteilungen“ darum, »minderwertiges« Leben schon kurz nach der Geburt oder beim Aufwachsen zu vernichten. So sollte die auf den Grundlagen des Sozialdarwinismus beruhende Vorstellung einer Gesellschaft durch systematischen Mord in einem rational organisierten Prozess an behinderten Kindern und Jugendlichen verwirklicht werden. Dabei lief das „Kinder- und Jugendlicheneuthanasieprogramm“ ohne nennenswerten Widerstand bis zum Ende des Krieges ab. Nach Verurteilung der Täter sucht man allerdings vergebens. Diese entscheidende und traurige Feststellung durchzieht sich durch annähernd jeden Beitrag des Buches: Die Verantwortlichen und tätigen Ärzte erfuhren sehr milde bis gar keine Konsequenzen ihrer Handlungen. Einige praktizierten weiter. Andere schafften es sogar, sich als Widerstandskämpfer zu stilisieren, wie etwa der Gesundheitsdezernent der Rheinprovinz, Walter Creutz, der nicht einmal angeklagt wurde und später wieder Chefarzt einer Klinik werden konnte. Grund dafür ist die Tatsache, dass die Nachkriegsjustiz spätestens ab Beginn der 1950er Jahre dazu überging, Euthanasieverbrechen deutlich milder als in der direkten Nachkriegszeit zu ahnden.

Erschwerend kam der Umstand hinzu, dass die Justiz und die Medizin miteinander verknüpft waren, so dass die juristische Aufarbeitung der Tötungen als gescheitert angesehen werden muss. Die zahlreichen Opfer der grausamen „Kinder-Aktion“, die das Resultat des amtlichen und gut durchdachten Verfahrens zur Kindes-tötung in „Kinderfachabteilungen“ darstellten, wurden dabei scheinbar übersehen. „Die im Rahmen des sog. Euthanasieprogramms ermordeten Männer, Frauen und Kinder zählen zu den am wenigsten sichtbaren unter den sechs Millionen“ steht am Ende einer Ausstellung im Wolfgang-Bonhage-Museum Korbach.

Um so wichtiger ist es, Erinnerung und Gedenken an die wehrlosesten Opfer der NS-Rassenhygiene zu schaffen und gesellschaftlich historische Aufarbeitung voranzutreiben. Die Autoren rufen zu mehr Diskussionsbeiträgen auf, zu Forschungsprojekten und zur systematischen Erschließung des Themas, zur Abarbeitung geeigneter Fallgruppen sowie zum geschichtlich-kulturellen und pädagogischen Umgang mit dieser Art von NS-Verbrechen, um die „Geschichte zu begreifen“ und eine „Zukunft der Erinnerung“ zu schaffen.

**Lutz Kaelber, Raimond Reiter (Hg.): Kindermord und „Kinderfachabteilungen“ im Nationalsozialismus. Gedenken und Forschung. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, 2011**

Kristina Steingraber

## Funktionäre mit Vergangenheit

Wie kaum ein anderer Interessenverband der deutschen Nachkriegsgeschichte hat der Bund der Vertriebenen (BdV) die bundesrepublikanische Gesellschaft über Jahrzehnte polarisiert. Für seine Fürsprecher war er legitimer Verfechter der Rechtsansprüche von Millionen deutscher Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, seinen Gegnern aber galt er stets als Sammelbecken der ewig Gestrigen, unwillig die aus der Niederlage von 1945 resultierenden Gebietsverluste zu akzeptieren. Entsprechend alt ist der Vorwurf, der Bund sei nichts weiter als ein Hort für ehemalige Nationalsozialisten – immerhin mussten bis 1963 gleich zwei Vertriebenenminister der Regierungen Adenauer/Erhard aufgrund ihrer NS-Vergangenheit ihren Hut nehmen. Bis in die Gegenwart flammt die Diskussion um die vorgeblich rechtsextremen Grundzüge der Vertriebenenorganisation und die Verstrickung ihrer Funktionäre in den Nationalsozialismus immer wieder auf. Michael Schwarz, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte in München, will der oftmals polemisch geführten und historisch ungenauen Diskussion mit seiner vom Bundesinnenministerium geförderten Untersuchung nun erstmals wissenschaftliche Erkenntnisse entgegensetzen. Mit einer akteurszentrierten Aufarbeitung der Karrierewege der dreizehn Gründungsmitglieder des Vertriebenen-

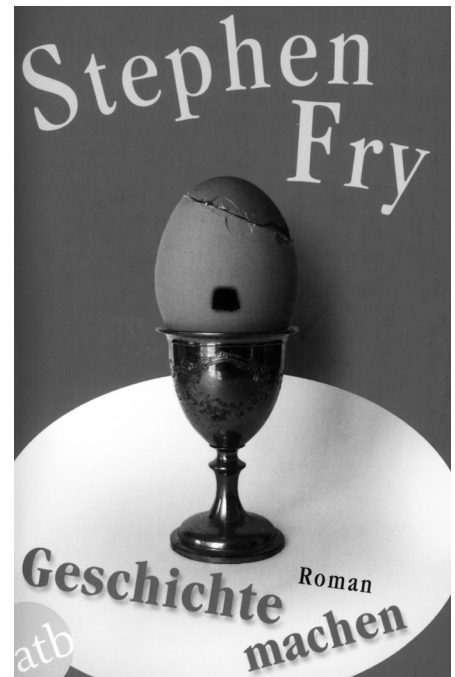
## Buchbesprechungen

verbandes während des „Dritten Reichs“ soll die Frage geklärt werden, ob, und wenn ja, in welchem Ausmaß, die erste Führungsriege des BdV als politisch vorbelastet gelten muss.

In einem ersten Großkapitel entfaltet der Autor hierzu zunächst das politische Panorama des bundesrepublikanischen Polit-Establishments der Nachkriegszeit, dessen Umgang mit NS-Belasteten selbst auf Bundesebene zutiefst widersprüchlich blieb und entsprechende Fälle erst dann skandalisierte, wenn die Beweislast und der öffentliche Aufmerksamkeitsgrad dermaßen drückend wurden, dass sich politische Schritte nicht weiter aufschieben ließen. Kaum bekannt war bislang auch, in welchem Ausmaß die DDR-Geheimdienste die Lebensläufe bundesdeutscher Nachkriegspolitiker recherchierten, um deren Verstrickungen in den Nationalsozialismus öffentlichkeitswirksam als Propagandamaterial in der deutsch-deutschen Systemkonfrontation einzusetzen.

Der Hauptteil des Buches widmet sich schließlich sehr ausführlich den Lebensläufen der 13 Gründungsmitglieder des BdV, wobei der Fokus der Fragestellung entsprechend vor allem auf dem politischen Wirken der Funktionäre in der Zeit des „Dritten Reichs“ liegt. Deren politisches Verhalten in der Diktatur sieht Schwarz dabei vor allem in der jeweiligen Generationenzugehörigkeit begründet, wobei der Autor das BfV-Führungskader in drei Alterskohorten unterteilt: Die noch in Kaiserzeit und Wilhelminismus sozialisierte „ältere“ Generation, die sogenannte Kriegskindergeneration der um 1900 Geborenen, und schließlich jene, die in der Weimarer Zeit und im Nationalsozialismus das Erwachsenenalter erreichten. Am Ende kommt der Autor zu einem eindeutigen Ergebnis: Nur zwei der 13 Präsidiumsmitglieder waren politisch nicht im Nationalsozialismus beheimatet, acht Vorstände, mit 61 Prozent also die überwiegende Mehrheit, besaßen bis 1945 einen Mitgliedsausweis der NSDAP. Damit waren ehemalige NS-Anhänger im BdV proportional weitaus häufiger vertreten als in vergleichbaren Führungsgremien der frühen BRD. Wenig überraschend erscheint in diesem Zusammenhang allerdings der Befund, dass die Nähe der einzelnen Präsidiumsmitglieder zum Nationalsozialismus jeweils stark mit deren jeweiliger Generationenzugehörigkeit korrelierte. Dass die „älteren“ Gründungsfunktionäre der bis 1900 Geborenen politisch tendenziell stärker in den traditionellen Sozialmilieus verhaftet blieben, als jene, die ihre maßgebliche Sozialisation in der späten Weimarer Republik und der NS-Diktatur erfuhren, ist von der Forschung bereits vielfach hervorgehoben worden. Seinem selbstgesetzten Anspruch, mit einer gruppenbiographischen Analyse des Gründungspräsidiums eine erste „Anregung für weitere Forschung“ (S.19) zum Bund der Vertriebenen zu leisten, wird Schwarz dennoch vollauf gerecht. Unverständlich muss lediglich bleiben, dass der Autor auf jeglichen Forschungsstand zum Thema sowie eine Erörterung seiner offensichtlich umfangreichen Materialbasis verzichtet.

**Michael Schwarz: Funktionäre mit Vergangenheit. Das Gründungspräsidium der Vertriebenen und das „Dritte Reich“, in Zusammenarbeit mit Michael Buddrus, Martin Holler und Alexander Post. München: Oldenbourg, 2013**  
Nils Löffelbein



## wiedergelesen

Stephen Fry:

## Geschichte machen

Wie hätte die Welt ausgesehen, wenn Adolf Hitler nie geboren worden wäre? Um diese Frage dreht sich die Handlung des Romans „Geschichte machen“ von Stephen Fry. Die in der Unterhaltungsliteratur beliebte kontrafaktische – also entgegen den Tatsachen erzählte – Geschichte hat innerhalb der Geschichtswissenschaft seit jeher einen schweren Stand. Das mag berechtigt sein, besteht sie ja aus unüberprüfbar spekulativen und ist daher unwissenschaftlich. Doch wird dabei oft übersehen, dass auch eine kontrafaktische Argumentation eine intensive Beschäftigung mit der Geschichte voraussetzt, wenn man ein einleuchtendes und plausibles Szenario erstellen möchte. Deshalb erscheint die kontrafaktische Geschichte gerade in der Didaktik als interessanter Zugang zu einem Thema: Wer eine Was-wäre-wenn-Geschichte diskutieren möchte, muss sich vorher mit der Thematik auseinandergesetzt haben und kann dieses Wissen dann kreativ einsetzen.

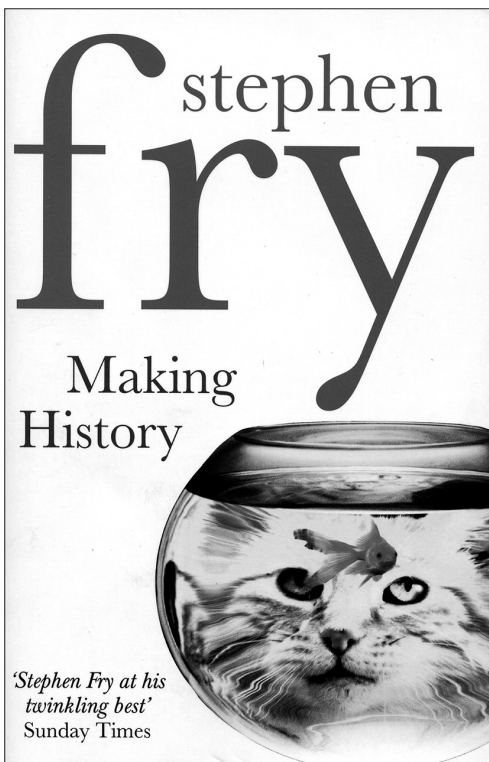
**Wer eine Was-wäre-wenn-Geschichte diskutieren möchte, muss sich vorher mit der Thematik auseinandergesetzt haben.**

Einer solchen Was-wäre-wenn-Geschichte nahm sich 1996 das britische Multitalent Stephen Fry an. Der 1957 in London geborene Fry betätigt sich als Schriftsteller,

Drehbuchautor, Schauspieler, Regisseur, Journalist, Dichter, Comedian und Fernsehmoderator. Sein Buch „Geschichte machen“ handelt vom jungen Cambridge-Historiker Michael Young, der mit der Unterstützung des Physikprofessors Leo Zuckermann den Holocaust und die Schrecken des Zweiten Weltkrieges verhindern will. Dieses Ziel versuchen sie zu erreichen, indem sie mit Hilfe einer Zeitmaschine dafür sorgen, dass Adolf Hitler nie geboren wird. Scheint die Motivation für diese Tat zunächst im gemeinsamen Hass auf Hitler als Initiator des Mordens zu liegen, entpuppt sich dies später als vorgeschoben. So wird Michael Young von der Unzufriedenheit über sein eigenes Leben getrieben und erhofft sich auch eine persönliche Verbesserung: „*Alles wird besser sein. Wir werden eine bessere Welt erschaffen!*“ (S. 137). Leo Zuckermann kommt als Sohn eines SS-Arztbes, der in Auschwitz an der Ermordung der Juden beteiligt war, nicht gegen seine Schuldgefühle an: „*Die [...] erdrückende Last ererbter Schuld und die [...] fanatische Überzeugung, er könne und müsse die Schuld seines Vaters sühnen.*“ (S. 441). Nach dem Gelingen des ambitionierten Unternehmens stellt der Protagonist jedoch schockiert fest, dass sich nichts gebessert, sondern sogar noch verschlimmert hat. Anstelle des ideologiegetriebenen Hitler ist der pragmatischere Rudolf Gloder zum Führer des Deutschen Reiches aufgestiegen – mit verheerenden Folgen.

Das Leben des Autors findet durchgehend Einzug in seine Geschichte, und Parallelen





zwischen Stephen Fry und seiner Hauptfigur Michael Young sind unübersehbar. Denn über die Universitäten von Cambridge und Princeton oder die detailverliebten Beschreibungen des akademischen Alltags konnte Fry aus eigener Erfahrung berichten, da er selbst in Cambridge studiert hat. Die allmähliche Erkenntnis des Protagonisten gegenüber der eigenen Homo- oder doch zumindest Bisexualität deckt sich ebenfalls mit dem Leben Frys, der sich selbst in der Zeit der Veröffentlichung seines Romans als homosexuell outete. Auch der Stil ist vom multidisziplinären Ansatz des Autors geprägt: So werden ganze Kapitel in Drehbuchform erzählt und Verweise auf die Popkultur, vor allem Film und Musik, kommen häufig vor. Episoden aus dem Leben Michael Youngs in der Gegenwart wechseln sich im ersten Teil des Buches mit der Familiengeschichte und dem Leben des jungen Adolf Hitler ab. Der zweite Teil des Buches spielt nach dem Eingriff in die Geschichte. Von nun an konzentrieren sich die Kapitel abwechselnd auf den sich in einer alternativen Welt wiederfindenden Michael Young und das Leben Rudolf Gloders.

**Der Protagonist stellt schockiert fest, dass sich nichts gebessert, sondern verschlimmert hat.**

Der Aufstieg Gloders anstelle Hitlers zum Führer verdeutlicht, wie Fry argumentiert: Nicht die Persönlichkeit sei für den Verlauf der Geschichte entscheidend gewesen, sondern die vorherrschenden Strukturen im Deutschen Reich. Hitler stellt in diesem Erklärungsansatz nur einen Platzhalter dar, der beinahe beliebig ausgefüllt werden konnte: „In Deutschland gab es [...] ein Vakuum, das irgendwie gefüllt werden musste. Es gab [...] schon fünfzig Jahre Antisemitismus und Nationalismus, die nur auf ein Ausschlachten warteten. Es gab [...] noch den Vertrag von Ver-

sailles und den Schwarzen Freitag und die Weltwirtschaftskrise.“ (S. 309). Die gewählte Alternative zu Hitler erscheint zunächst im Ersten Weltkrieg als guter Kamerad, ist allseits beliebt und mit schier endlosem Potential gesegnet: „Rudolf Gloders Englisch war, wie alles an ihm, absolut makellos.“ (S. 146). Doch später erweist sich dies teilweise als Trugbild, da er seine Fähigkeiten stets nur zum eigenen Vorteil gebraucht und es mit dieser Methode auch schafft, das Deutsche Reich als europäische Hegemonialmacht zu etablieren.

**Nicht die Persönlichkeit sei für den Verlauf der Geschichte entscheidend, sondern die vorherrschenden Strukturen im Deutschen Reich.**

Doch wie bei den meisten Zeitreisegeschichten ergeben sich auch in dieser logische Fehler. Der Autor weiß um diese Problematik: „Wenn [Zeitreisen] möglich [wären], dann wäre irgendwann in der Zukunft bereits jemand zurückgegangen und hätte Dinge wie den Holocaust verhindert [...]“ (S. 117). Er behilft sich damit, dass er andeutet, es handele sich gar nicht um eine Zeitreise in einem linearen Universum. Vielmehr wird durch die Zeitreise ein neues Paralleluniversum geschaffen, in dem die Zeit ab dem Eingriff von Young und Zuckermann alternativ abläuft. Die Frage, wieso sich lediglich Michael Young, nicht jedoch Leo Zuckermann noch an die reale Geschichte erinnern kann, wird zwar aufgeworfen, bleibt jedoch bedauerlicherweise unbeantwortet.

Trotz dieser kleineren Makel ist „Geschichte machen“ ein sehr lesenswertes Buch. Wer sich an derbem britischen Humor nicht stört, bekommt eine interessante, spannende und witzige Geschichte präsentiert; auch das eröffnete Alternativszenario der Weltgeschichte erscheint glaubhaft. Die Vorgeschichte Hitlers ist gut recherchiert und orientiert sich an dessen Standardbiografien – auch wenn stets bedacht werden muss, dass die eingearbeiteten Details und Dialoge doch fiktiv sind. Ungeachtet dessen erhält man bei der Lektüre des unterhaltsamen Romans nebenbei auch einen ungezwungenen Einstieg in die Frühzeit des Diktators Hitler. Obwohl das Buch mittlerweile 17 Jahre alt ist, merkt man ihm das nicht an. Es ist für jeden, den diese Thematik interessiert, immer noch sehr fesselnd.

**Stephen Fry: Geschichte machen, Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1999**

**Fabian Becker**

## Impressum:

**Informationen – Wissenschaftliche Zeitschrift des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933-1945**

Nr. 78, November 2013, 38. Jahrgang, ISSN 0938-8672

Studienkreis Deutscher Widerstand 1933-1945 e.V., Rosserstraße 9, D-60323 Frankfurt/Main, Telefon: (069) 721575, Telefax: (069) 71034254  
Mail: studienkreis@widerstand-1933-1945.de  
Internet: <http://www.widerstand-1933-1945.de>

Redaktion: Thomas Altmeyer, Ursula Krause-Schmitt, Sven Langhammer, Jana Mikota, Gabriele Prein; Mitarbeit: Fabian Becker, Christina Kessler  
Gestaltung: Grafik & Satz, 65191 Wiesbaden, Parkstraße 65  
[www.dr-g-schmidt.de](http://www.dr-g-schmidt.de), (0611) 2043816; Umschlag-Gestaltung: Isolde Grillhösl, Gottfried Schmidt.

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich (Frühjahr/Herbst) Verkaufspreis: Abonnement 11 Euro; Einzelheft 5.50 Euro jeweils zuzüglich Versandkosten; Bankverbindung: Postbank Frankfurt/Main, BLZ 50010060, Konto 314124-603  
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion; © Studienkreis Deutscher Widerstand 1933-1945 e.V.

Wir danken allen Rechteinhaberinnen und -inhabern der Abbildungen für die freundlich gewährte Abdruckgenehmigung. Dort, wo wir trotz intensiver Recherchen die Rechteinhaberinnen bzw. -inhaber nicht ermitteln konnten, bitten wir um Mitteilung.

Regelmäßig über die Aktivitäten des Studienkreis Deutscher Widerstand 1933-1945 informiert sein? Dann abonnieren Sie unseren Newsletter unter: [www.newsletter.widerstand-1933-1945.de](http://www.newsletter.widerstand-1933-1945.de)